

# ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 30. Monatlich vier Nummern. Berlin, 8. August 1864. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. X. Jahrgang.

## Victoria, Kronprinzessin von Preußen.

Am 8. Februar des Jahres 1858 prangte Berlin in festlichem Fahnen- und Blumenschmuck. Vom Thiergarten an, die Linden entlang bis zum königlichen Schlosse stand dicht gedrängt eine jubelnde Menge; die Fenster der Häuser waren dichtgefüllt, ja selbst die Dächer waren besetzt von schaulustigem Publicum. Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen durch das brandenburger Thor in die Haupt- und Residenzstadt des Landes. Freundlich schien die auf dem Thore thronende Siegesgöttin die ihren Namen tragende Prinzessin zu begrüßen, welche, denselben bewährend, schon bei ihrem ersten Erscheinen siegend alle Herzen gewann. Weiterhin lächelte von seinem Noß auf hohem Piedestal, umgeben von den Helden seiner Zeit, Friedrich der Große beifällig dem Sprossen der Hohenzollern zu, dem gelungen, was er vergebens erstrebt, der eine Tochter des englischen Königshauses als Gemahlin in das Schloß seiner Ahnen führte.

Victoria Adelheid Maria Luise, Kronprinzessin von Preußen, Prinzess Rohal von Großbritannien und Irland, Herzogin zu Sachsen, deren Bild wir heute dem in voriger Nummer veröffentlichten Portrait ihrer erlauchten Mutter folgen lassen, ist die älteste Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und ihres nun verewigten Gemahls, des Prinzen Albert. Geboren am 21. November 1840, reichte die jugendliche Prinzessin am 25. Januar 1858 ihre Hand dem jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm Nicolais Karl von Preußen, geboren am 18. October 1831, einzigem Sohn des regierenden Königs Wilhelm des Ersten von Preußen und der Königin Augusta, geborenen Prinzessin von Sachsen-Weimar.

Die Kronprinzessin Victoria brachte dem Lande, das durch die Wahl ihres Vaters ihre zweite Heimath geworden, ihre volle warme Liebe und einen hohen Schatz weiblicher und fürstlicher Tugenden mit. Ein klarer, durchdringender Geist, ein kräftiger Wille sind gepaart mit der rührendsten Einfachheit und der edelsten Herzensgüte; der Kunstsinne wie die Liebe und das Verständnis für die Wissenschaften werden bei der Kronprinzessin nur übertroffen von ihrer Milde und Wohlthätigkeit. Dank diesen erhabenen Eigenschaften, bietet das häusliche Leben dem künftigen Kaiser das reinsten, innigsten Familienglück, das erhöht wird durch drei blühende Kinder — Prinz Friedrich Wilhelm Victor Albert, geb. am 27. Jan. 1859; Prinzessin Victoria Elisabeth Auguste Charlotte, geb. den 24. Juli 1860; Prinz Albert Wilhelm Heinrich, geb. den 14. August 1862 —, und das öffentliche Wirken der hohen Frau ist eine Kette der schönsten, edelsten Handlungen.

Wir müssen es uns versagen, hier einzelne Züge aus dem Leben der Kronprinzessin, wie sie sehr zahlreich in allen Schichten der Gesellschaft erzählt werden, anzuführen, aber nicht unerwähnt wollen wir lassen, welche unermüdete Thätigkeit sie in jüngster Zeit entfaltete, um die durch den Krieg geschlagenen Wunden durch Unterstützungen im großartigsten Maßstabe zu heilen. Die Sorge um den geliebten, ebenfalls zum Kampfplatz geilteten Gemahl, ließ sie die Noth ihres Volkes nicht vergessen, abermals bewies sie ihm, daß es sie mit vollem Rechte nennt: Preußens Stolz und freundige Hoffnung.

## Auf falschen Wegen.

Erzählung  
von  
J. F. Smith.  
(Fortsetzung.)

### Sechzehntes Kapitel.

Auf-Laura's Klopfen öffnete Meg Lady Sarah's Ankleidezimmer. Die alte Kammerfrau betrachtete die Einlassbegehrende mit sarkastischem Lächeln, und entgegnete auf ihren Wunsch, Lady Sarah zu sprechen, sie glaube kaum, daß dies angehen werde, da ihre Herrin sehr angegriffen sei. Erst nach längerem Zögern entschloß sie sich, Mrs. Lindsay anzumelden, ließ die solcher Demüthigung nicht gewöhnte junge Dame über fünf Minuten an der Thür warten, und kehrte endlich mit dem Bescheide zurück, Lady Sarah gestatte ihr einzutreten.

Trotz ihrer Freude über das ihr durch des Bruders unerwartete Verfügung zugefallene Vermögen und die dadurch bewirkte Veränderung ihrer Lage besaß Lady Sarah mütterliches Gefühl genug, um aufrichtige Betrübnis über

das Mißgeschick ihres Sohnes zu empfinden, dagegen hatte sie kein Mitleid mit der so plötzlich ihrer ehrgeizigen Träume beraubten Schwiegertochter. Sie war von Laura beleidigt, gedemüthigt worden und beschloß sich jetzt zu rächen.

„Ach, Mama, liebe Mama, was sollen wir anfangen?“ schluchzte Laura.

Lady Sarah zog die Augenbrauen in die Höhe und antwortete durch ein Stillschweigen, das deutlicher als die größte Beredsamkeit ausdrückte, dies sei eine Frage, deren Beantwortung sie nichts angehe.

„Horace ist ein Bettler,“ fuhr die junge Frau fort.

„Ein Bettler? Mein liebes Kind, was denken Sie. Mit dreihundert Pfund das Jahr ein Bettler? Es sind sechzig Pfund mehr, als ich bisher hatte.“

„So ist es,“ bekräftigte Meg.

„Sie werden sehen, es ist ein ganz hübsches Einkommen für Boulogne.“

„Ich verabscheue Boulogne,“ rief Laura heftig, setzte aber schnell einlenkend hinzu: „Es sei denn, daß Sie mit uns dahin gehen wollten, dann könnten wir auch dort recht glücklich miteinander sein.“

„Ohne Zweifel,“ sagte Meg trocken; Lady Sarah lächelte nur.

„Unser eifrigstes Bestreben würde dahin gerichtet sein, Ihnen das Leben angenehm zu machen.“

„Wie rührend, Mylady,“ rief Meg mit einem spöttischen Lachen, „sie wollte Sie ja auch so gern in Trevor Manor haben, als sie sich für dessen Besitzerin hielt.“

Laura erröthete tief. Sie fühlte, daß sie mit Schmeicheleien und schönen Worten nichts ausrichte, sondern daß sie sich demüthigen und um Verzeihung bitten müsse. „Sie haben mich, fürchte ich, für sehr herzlos gehalten, Lady Sarah,“ sagte sie mit zitternder Stimme.

„Ich kann es nicht leugnen, meine Liebe.“

„Und für böshaft?“

„Nein, nicht gerade für böshaft, aber für albern.“

„O, vergeben Sie mir.“

„Ihnen vergeben,“ sagte die Schwiegermutter in gleichgültigem Tone, „gewiß, Sie konnten mich nicht beleidigen.“

„Sie werden uns beistehen?“

„Mein Rath steht Ihnen immer zu Diensten.“

„Und mit uns nach Boulogne gehen?“

Dieses letztere Ansuchen entlockte der alten Kammerfrau ein so herzliches Gelächter, daß das Gespräch der beiden Damen dadurch einige Augenblicke unterbrochen ward.

„Ich halte es nicht für rathsam, daß Schwiegermutter und Schwiegertochter zusammen wohnen,“ sagte Lady Sarah endlich, „ich muß meinem Range gemäß leben.“

„Was aber sollen wir mit dreihundert Pfund machen?“

„Euch damit einrichten, ich mußte es mit weniger.“

„Das ist auch ganz —“

Laura unterbrach sich plötzlich, einsehend, daß sie im Begriffe stand, etwas sehr unangemessenes auszusprechen.

„Etwas anderes, meinen Sie,“ sagte Lady Sarah, statt ihrer den Satz vollendend, „da haben Sie vollkommen Recht, für mich war es eine schwerere Aufgabe. Ich war im Ueberfluß und Reichthum geboren, von Kindheit an gewöhnt an Luxus und Bequemlichkeiten, von denen Sie sich glücklicherweise keine Vorstellung machen können, und doch wußte ich mich einzurichten und ohne Schulden durchzukommen. Sie werden das auch lernen.“

„Sie wollen also nicht bei uns leben, Mama?“

„Ich muß dies entschieden ablehnen, ich verlasse England nicht.“

„Und wollen uns nicht unterstützen?“



Victoria, Kronprinzessin von Preußen.

„Gelegentlich, wenn ich kann.“  
 „Sie können es, Lady Sarah,“ sagte Josiah Monkton, der unbemerkt in das Zimmer getreten war, „und Sie werden es auch, denn trotz des Anscheins vom Gegentheile ist Horace ein zärtlicher Sohn.“  
 „Ich kenne seine Liebe,“ sagte Lady Sarah bitter.  
 „Wie oft hat er mit mir von Ihnen gesprochen, die Zeit herbeigesehnt, wo er Ihnen seine Gefühle durch die That beweisen könne, nicht durch Furcht vor dem Carl an Erfüllung der heiligsten Pflichten gehindert werde. Sein Wille war gut.“  
 „Wie schade, daß es beim Willen bleiben mußte,“ versetzte Lady Sarah ruhig, während Meg wiederum in ein lautes Gelächter ausbrach. Der Rector warf ihr einen wüthenden Blick zu.  
 „Sehen Sie mich an, wie Sie wollen,“ rief sie trotzig, „wir machen uns jetzt nichts mehr aus wüthenden Blicken, wir sind reich.“  
 „Still, Meg,“ sagte ihre Herrin, und fuhr dann zu dem Rector gewendet fort: „Sie sprachen von der Furcht, die mein Sohn vor seinem Onkel gehabt habe, diese Furcht hielt ihn doch nicht ab, sich leichtsinnig in Schulden zu stürzen, eine geheime Heirath mit Ihrer Tochter einzugehen, obgleich er den Stolz meines Bruders kannte und wissen mußte, welche Folgen er von einem solchen Schritt zu erwarten habe, sobald er Lord Wharton zu Ohren käme.“  
 „Sie billigten ihn, Lady Sarah,“ sagte der Rector.  
 „Als es zu spät war, ihn zu verhindern.“  
 „Wir haben uns mit Hackett berathen,“ fuhr der Rector fort, „er meint, das Testament könne angegriffen werden. Diese lächerliche Geschichte von der Heirath der Tochter und der Geburt des Enkels —“  
 „Ist buchstäblich wahr,“ unterbrach ihn Lady Sarah, „und kann durch das Kirchenregister in Denton bewiesen werden. Das Kind starb nicht mit der Mutter, so viel hat mir mein Bruder selbst gestanden.“  
 „Was wurde aus ihm?“  
 „Das weiß ich nicht, fragen Sie Crump, seinen Kammerdiener, vor dem er kein Geheimniß hatte. Auf welche Weise soll denn das Testament angegriffen werden?“  
 „Indem Sie beweisen, daß Lord Wharton wahnsinnig war.“  
 „Wie, das soll ich beweisen, die ich ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen habe?“ rief Lady Sarah Lindsay. „Außerdem kann ich nicht einsehen, welchen Vortheil mein Sohn davon haben könnte.“  
 „Ich kann es Ihnen jetzt nicht erklären,“ sagte der Rector mit einem sehr bezeichnenden Blicke auf die alte Kammerfrau.  
 „Verlaß das Zimmer, Meg,“ gebot Lady Sarah.  
 „Ich gehe, Mylady, aber lassen Sie sich nicht beschwägen. Denken Sie an Alles, was wir ertragen haben und was wir wieder ertragen müssen, wenn Lord Wharton's Testament nichts gilt. Horace Lindsay war immer ein schlechter Sohn, und seine Heirath mit der da hat ihn wahrlich nicht besser gemacht.“  
 „Obgleich Lady Sarah im Stillen ganz der Ansicht ihrer Kammerfrau war, that sie doch, als mißbillige sie im hohen Grade deren Aeußerungen und befahl ihr nochmals, das Zimmer zu verlassen. Meg gehorchte widerstrebend.  
 „Unverschämte!“ rief Laura.  
 „Und ungerecht,“ setzte ihr Vater mit der Miene geänkter Unschuld hinzu. „Doch ich will mich und mein Kind nicht erniedrigen, indem wir uns gegen Anschuldigungen vertheidigen, deren Unzulänglichkeit Lady Sarah's überlegener Verstand vollkommen einseht.“  
 Lady Sarah dachte an Laura's Ankunft in Trevor Manor, an den Umtausch der Zimmer, und ein leichtes spöttisches Lächeln umspielte ihre Lippen.  
 „Das Schicksal Ihrer Kinder ruht in Ihrer Hand,“ fuhr Josiah Monkton fort, „willigen Sie ein, das Testament anzugreifen, so ist, wenn wir den Prozeß gewinnen, Horace gerettet.“  
 „Auf meine Kosten,“ war die Antwort.  
 „Durchaus nicht,“ entgegnete der Geistliche hastig, „denn in diesem Falle gehen die Familiengüter auf Sir Harry Ashleigh über, während Sie und Ihr Sohn das große Privatvermögen Ihres verstorbenen Bruders erben.“  
 Lady Sarah überlegte, der Vorschlag hatte viel Verlockendes; sie erinnerte sich jedoch, daß ein früheres Testament existire, welches Horace zum alleinigen Erben ernannte, und fragte, ihre Augen scharf auf den Rector richtend, ob nicht dieses in Kraft träte, wenn das zuletzt gemachte Testament für ungiltig erklärt würde. Josiah Monkton geriet in große Verlegenheit.  
 „Ich durchschäme Ihren Plan,“ rief sie lachend, „und will mit dem zufrieden sein, was ich habe!“  
 „Sie sind ungerecht, Lady Sarah, in diesem Falle würde die Zärtlichkeit Ihres Sohnes weit reichlicher für Sie sorgen —“  
 „Ich müßte ein sehr beschränktes Geschöpf sein,“ unterbrach ihn die Dame, „wenn ich mich durch derartige Versprechungen fangen ließe. Die Zärtlichkeit meines Sohnes vermochte ihn nie, mir auch nur einen Schilling von dem ihm von Lord Wharton ausgesetzten reichen Jahrgelalte zukommen zu lassen. Er war monatelang in London, ohne mich zu besuchen, verheiratete sich, ohne mich mit dem Gegenstande seiner Wahl bekannt zu machen, ja, verlangte meine Einwilligung, ohne mir den Namen seiner Braut zu nennen. Nein, ich will die nun endlich erlangte Unabhängigkeit nicht wieder auf das Spiel setzen, indem ich mich zum Werkzeug Ihrer Pläne mache.“  
 „So ist Ihr Sohn zu Grunde gerichtet. Er und mein Kind können darben.“  
 „Bei weiser Sparsamkeit können sie in Boulogne sehr gut von dreihundert Pfund leben. Ueberdies soll ihre Tochter ja Talente besitzen, Klavier spielen und singen, da wird es ihr nicht schwer werden, durch eigene Thätigkeit das Einkommen ihres Vaters zu vermehren.“  
 „Sie können nicht im Ernst verlangen, daß meine Tochter Unterricht giebt.“  
 „Warum nicht, ihrem Vater war doch sehr damit gedient, einen Schüler zu bekommen.“  
 Eine Zeilang bemühten sich Vater und Tochter noch auf alle erdenkliche Weise, Lady Sarah für ihren Plan zu gewinnen, oder, da sie dies entschieden abwies, doch wenigstens eine Schritt von ihr zu erlangen, durch welche sie ihrem Sohne einen Theil des ihr vermachten reichen Jahrgelaltes überließ. Als auch dieser Versuch fehlschlug, ließen Beide dem lange verhaltenen Ingrimm freien Lauf, und herüber

und hinüber flogen die bittersten und beleidigendsten Bemerkungen.  
 „Unsere Unterhaltung hat einen Ton angenommen, der es höchst wünschenswerth macht, sie so schnell als möglich zu beenden,“ sagte Lady Sarah endlich, „Liebe Laura, wären Sie wol so gütig, die Klingel zu ziehen?“  
 Vor Jörn ihrer Sinne kaum mächtig, vollständig überwältigt von dem Wesen ihrer Schwiegermutter, that Laura wie ihr geheßen.  
 „Meg,“ sagte Lady Sarah zu der sofort eintretenden Kammerfrau, „sobald Mr. Monkton und seine Tochter mich verlassen haben, bin ich für Niemand, als für Oberst Howard zu sprechen, mit dem ich vor meiner morgen stattfindenden Abreise von Trevor Manor noch Einiges zu berathen wünsche.“  
 „Wir gehen nach London, nach unserm Hause, nicht wahr, Mylady?“ fragte Meg grünelnd.  
 „Wahrscheinlich; siehst Du nicht, daß Mr. Monkton und Mrs. Lindsay warten?“  
 Der Wink war eben so deutlich als beleidigend. Vater und Tochter verbogenen sich und verließen das Zimmer, vollständig überzeugt, daß von Myladas mütterlicher Zärtlichkeit nichts zu erwarten sei.  
 „Prächtig, Mylady, Sie gaben es Ihnen prächtig!“ rief Meg triumphirend, „ich hörte jedes Wort.“  
 „Meg, Dein familiäres Wesen wird unerträglich, Du mußt Dich zusammennehmen, wenn Du in meinen Diensten bleiben willst.“  
 Meg sah sie mit einem unbefreiblichen Blick des Staunens an.  
 „Du kannst jetzt gehen, ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche. Wenn Oberst Howard kommt, laß ihn eintreten.“  
 „Es ist gut,“ entgegnete Meg trocken. „Böses Blut,“ murmelte sie, nachdem sie die Thür hinter sich geschlossen, „Wharton bleibt Wharton, haben alle kein Herz. Nach so langen Jahren treuer Dienste. Wie viel ist sie mir denn eigentlich schuldig? Richtig, fünf Jahre Lohn, den ich niemals gefordert habe; na, sie soll jetzt sehen, daß ich den Mund auf dem rechten Fleck habe.“  
 Mit diesem Entschlusse setzte sie sich in das Vorzimmer, trotz ihres Jornes bereit, jeden, mit Ausnahme des Oberst Howard, sei es in Güte oder mit Gewalt, von dem Zimmer ihrer Herrin fern zu halten.  
 Als Josiah Monkton und seine Tochter zu dem getauschten Erben zurückkehrten, fanden sie denselben in Gesellschaft des Advocaten Hackett, welcher sich in einer höchst bequemen Stellung auf einem Lehnstuhl in der Nähe des Kamins befand.  
 „Nun?“ fragte er ohne seine Lage zu verändern, „etwas ausgereicht?“  
 „Sie ist herzlos,“ erwiderte der Rector.  
 „Uebermüthig,“ fügte Mrs. Lindsay hinzu.  
 „Uebermüthig erweckt Uebermüth,“ entgegnete der Advocat rücksichtslos, „Lady Sarah müßte keine Wharton sein, wenn sie Ihnen ihr erstes Auftreten hier vergäbe oder vergäbe, daß die Tochter des Rectors sie aus den Zimmern trieb, die sie schon als Mädchen bewohnt hatte. Ich hoffte sogleich nicht viel von dem Versuch.“  
 „Ich will zu meiner Mutter gehen,“ sagte Horace, „sie kann die Stimme der Natur nicht so gänzlich verlegen, um mich in meiner Armuth zu verlassen.“  
 „Sie verließen sie ja auch,“ sagte Hackett, der seine Gründe haben mußte, den jungen Mann zur äußersten Verzweiflung zu treiben.  
 „Das that ich!“ seufzte Horace zerknirschet.  
 Eine peinliche Stille trat nach diesen Worten ein; der Rector unterbrach dieselbe. „Es bleibt Euch nichts übrig, als nach Frankreich zurückzukehren, meine lieben Kinder.“  
 „Wir haben wirklich keine andere Wahl,“ stimmte Horace verzweifelt bei.  
 „Reisen, hm, das ist leicht gesagt,“ brummte Hackett, „aber wenn selbst Grippe und Holsdast gutmüthig genug wären, Sie entschläpfen zu lassen, gäbe es doch noch Andere, die dies verhindern würden.“  
 „Sie zum Beispiel?“  
 „Ganz gewiß. Sie sind mir nicht weniger als sechstausend Pfund schuldig, meine Forderung als Ihr Sachwalter noch gar nicht gerechnet.“  
 „Und Sie werden mich festnehmen lassen?“ fragte Lindsay bitter.  
 „Wenn mir keine andere Wahl bleibt, werde ich allerdings zu dieser unangenehmen Maßregel greifen müssen,“ sagte der Advokat kalt.  
 „Macht es sie bezahlt, wenn Sie mich ins Gefängniß setzen?“ fragte der unglückliche Schuldner.  
 „Sie können nicht so grausam sein!“ rief Laura.  
 Hackett rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.  
 „Hören Sie Horace,“ sagte er endlich vertraulich, „ich bin nicht der Mann, den Gefallenen niederzutreten. Können Sie irgend einen Vergleich bieten?“  
 „Nein.“  
 „Ihr Schwiegervater?“  
 „Ich?“ rief der ehrwürdige Josiah Monkton mit emporgelohenen Händen. „Die kleinen Ersparnisse, die ich gemacht habe, sind kaum hinreichend, mir ein sorgenfreies Alter zu bereiten und müssen nach meinem Tode meiner Tochter zu ihrem eigenen Gebrauche geschickt werden.“  
 Der Advokat war durchaus nicht erstaunt über diese Erklärung. Er hatte sie erwartet und die Frage nur gestellt, um seinen Klienten zu überzeugen, wie vollkommen hoffnungslos seine Lage sei.  
 „So bleibt mir nichts übrig, als das Schuldgefängniß!“ rief Horace verzweifelt.  
 „Ich kenne nur einen Weg, demselben zu entgehen,“ versetzte Hackett ruhig.  
 „Wie, es giebt noch einen Weg? O, nennen Sie ihn, schnell, schnell!“  
 Hackett sah den Rector und Mrs. Lindsay mit sehr vielsagenden Blicken an. Sie verstanden den Wink und ließen ihn mit Horace Lindsay allein.

Siebzehntes Kapitel.

„Ich errathe, warum Sie die Entfernung meiner Frau und ihres Vaters wünschten,“ sagte Horace Lindsay, sobald der Rector und seine Tochter das Zimmer verlassen hatten, „Sie wollten sie nicht zu Zeugen meiner tiefsten Erniedrigung machen. Ich bin Ihnen selbst für diese Rücksicht dankbar! Voll von Stolz und Hoffnung kam ich in Trevor an, als Bettler muß ich es verlassen.“

„Sie vergessen, daß Ihnen noch dreihundert Pfund jährlicher Renten bleiben,“ bemerkte der Advocat.  
 „Die ich nur unter der Bedingung im Auslande zu leben angesetzt erhalte,“ antwortete Horace bitter, „Sie wissen am besten, daß diese Clausel einen entsetzlichen Hohn enthält, daß ich England nicht verlassen kann.“  
 „Sollten sich die Anzeigen nicht arrangiren lassen?“ Oberst Howard —  
 „Wird seinen Auftrag buchstäblich erfüllen,“ unterbrach Horace den Advocaten, „ich war niemals sein besonderer Liebling.“  
 „Vielleicht könnte man ihn vermögen, auf andere Weise etwas für Sie zu thun?“  
 „Er giebt mir keinen Schilling, Sie wissen das so gut wie ich. Meine Verzweiflung schint Ihnen Vergnügen zu gewähren, machen Sie der Dual ein Ende, rufen Sie die Hölle herbei und lassen Sie mich verhaften, ich bin bereit.“  
 „Horace Lindsay,“ sagte der Advocat in leiserem Flüstern dem Tone, „nicht um mich an Ihrer Dual und Verzweiflung zu weiden, stelle ich jene Fragen, sondern um Ihren Muth zu prüfen und Ihnen zu zeigen, wie vollständig hoffnungslos Ihre Lage ist; ich hatte meine guten Gründe für diese Handlungsweise.“  
 „Gründe?“  
 „Ja, ein köhnes Wagstück kann Sie vielleicht retten.“  
 „Lassen Sie hören!“  
 Hackett zögerte; seine Mienen drückten Zweifel aus, ob er wol wagen dürfe, deutlich zu sprechen.  
 „Fürchten Sie nichts,“ sagte sein Schuldner, dies bemerkend, „ich bin in einer Lage, die keine Crumpel mehr zuläßt. Sprechen Sie offen, wir kennen einander genau genug.“  
 „Der verstorbene Carl hat sein ungeheures Vermögen einem bis jetzt todtgeglaubten Enkel vermacht, und Niemand als Crump, sein vertrauter Kammerdiener, weiß, wem das Kind nach seiner Geburt übergeben ward,“ sagte Hackett langsam.  
 „Das Alles weiß ich,“ drängte Lindsay, „weiter, weiter.“  
 „Wäre das Kind inzwischen gestorben, so würden Sie das sich wenigstens auf fünfmalhunderttausend Pfund belaufende Privatvermögen erben,“ fuhr der Advocat fort, „allerdings ein erbärmlicher Ersatz für Trevor Manor, aber doch immer —“  
 „Ein fürstlicher Reichthum im Vergleich zu meinen jetzigen Vermögensverhältnissen,“ unterbrach ihn der getäuschte Erbe.  
 „Wenn nun Crump bestimmt werden könnte, den Tod des Kindes zu bezugen?“  
 „Sie kennen den Mann nicht,“ entgegnete Horace Lindsay, „er ist ein Narr der Ehrlichkeit, ein Slave seines Wortes. Alle Schätze der Welt würden ihn nicht vermögen, das Vertrauen seines verstorbenen Herrn zu täuschen und mich, den er haßt, zu bereichern.“  
 „Das ist schade,“ sagte Hackett nachdrücklich, „der Plan schien mir so gut.“  
 „Ich finde ihn verzweifelt.“  
 „Das kommt darauf an, ich habe schon manche hoffnungslose Lage durch ein plötzlich eintretendes Ungesähr sich wie durch ein Wunder umgestalten sehen. Wenn man den alten Mann stumm machen könnte.“  
 „Stumm machen? Wie?“  
 „Das Wie anzugeben ist nicht meine Aufgabe,“ erwiderte der Versucher. „Alle Leute sterben oft plötzlich durch Schlaganfälle oder dergleichen, aber,“ fügte er mit erzwungenem Lachen hinzu, „es ist ja thöricht, sich derartigen Hoffnungen hinzugeben, meinen Sie nicht?“  
 Die vorzüglich gestellte Frage wurde eben so vorsichtig von seinem Klienten aufgenommen. Horace Lindsay, obgleich ein ausschweifender, selbstthätiger und herzloser Mensch, hatte sich doch noch keines Verbrechens, das ihn der weltlichen Gerechtigkeit überliefern konnte, schuldig gemacht, und zögerte natürlich, sich in den ihm von dem Advocaten angedeuteten dunkeln Abgrund zu stürzen.  
 „Ich werde über das, was Sie mir vorschlagen, nachdenken,“ sagte er nach einem minutenlangen Stillschweigen.  
 „Ich schlage Ihnen nichts vor,“ versetzte der Advocat nachdrücklich.  
 „Ueber das was Sie sagten,“ verbesserte sich Lindsay, „wir wollen nicht um Worte streiten.“  
 „Wären Sie ein Rechtsgelehrter, so würden Sie wissen wie viel oft von einem Worte abhängt,“ entgegnete Hackett, „wir können nicht vorsichtig genug handeln. Alles muß wohl erwogen werden.“  
 „Wohlan, erwägen wir,“ seufzte Lindsay, „lassen Sie mich vor allen Dingen klar über meine Angelegenheiten werden. Sie haben den Verhaftsbefehl gegen mich in der Tasche.“  
 „Allerdings, und das Haus ist so wohl von den Häschem bewacht, daß an kein Entkommen zu denken ist. Bei dem ersten Versuch, Trevor Manor zu verlassen, werden Sie verhaftet.“  
 „Auf Ihren Antrag?“  
 „Auf meinen Antrag, wie auf den vieler Anderer,“ entgegnete Hackett kalt. „So lange Sie keinen Versuch zum Flucht machen, haben sie den Befehl, sich ruhig zu verhalten, es kommt mir auf ein paar Tage nicht an.“  
 „Das ist in der That großmüthig,“ bemerkte Horace spöttlich, „nachdem ich Ihnen Tausende eingebracht.“  
 „Natürlich ist es das,“ erwiderte der Advocat, „da ich weiß, mit welcher Gewandtheit und List Sie in Cambridge Ihren Gläubigern entschläpfen.“  
 „Und auf weßem Rath?“  
 „Auf den meinigen,“ entgegnete Hackett triumphirend.  
 „Ich habe stets das Interesse meiner Klienten im Auge, in diesem Falle bin ich aber mein eigener Client und es wäre sehr thöricht, wenn Sie Ihre Zeit mit nutzlosen Vorwürfen gegen mich verschwenden wollten. In drei Tagen kann ich mancherlei ändern.“  
 Ohne sich auf nähere, seine persönliche Sicherheit gefährdende Erörterungen eines ihm vorthellhaft scheinenden Verbrechens einzulassen, ging Hackett von dem unglücklichen jungen Manne, in dessen Seele er einen entsetzlichen Kampf angefaßt hatte. Während des ganzen Tages nied Horace Lindsay jede Gesellschaft, selbst die seiner Gattin, und wanderte ruhelos in den Brunnengemächern des ihm verlorenen Schlosses umher. Länger als eine Stunde blieb er in dem mit Meisterwerken der italienischen und niederländischen Schule geschmückten Bildergalerie, wandte sich dann zum dem Speiseaal, wo in massiven Büffets unzählige Schüsseln in goldenen und silbernen Speise- und Trunkgeschirren aufgehäuft waren und seufzte einmal über das andere: „Allerdings wäre mein, hätte ich jene unglückliche Heirath nicht geschlossen!“

Mit Gewalt wandte er seine Augen ab von dem sie blendenden Glanze, indem er an ein Fenster trat. Der sich ihm darbietende Anblick war nicht geeignet, seinen Kummer zu zerstreuen. Vor ihm breitete sich der herrliche Wald mit seinen alten Eichen aus, ihn auf noch schmerzlichere Weise an das, was er verloren, erinnernd.

„Ein königliches Besitztum unwiederbringlich dahin,“ murmelte er, „aber noch jetzt könnte ich reich sein, wenn es mir gelänge, einen alten, thörichten Schwäger zum Schweigen zu bringen — und ich will reich sein,“ fügte er nach einer Pause wild aufstehend hinzu, „ich will — ich will.“

Der Entschluß wurde mehrmals gefaßt und mehrmals wieder aufgegeben. Nicht der Absicht vor dem Verbrechen, sondern die Furcht vor der Entdeckung ließ Horace Lindsay davon zurückbeben. Hätte er den Vertrauten seines Unfalls ohne sich selbst in Gefahr zu bringen aus der Welt schaffen können, weder Mitleid noch Gewissensscrupel würde ihn einen Augenblick länger daran verhindert haben.

In diesem ruhelosen Gemüthszustande verging dem unglücklichen jungen Manne der Tag, so fand ihn die Nacht, die sich über Trevor Manor herabsenkte und alle Bewohner des Schlosses in Schlummer wiegte. Alle, mit Ausnahme eines Einzigen.

Gegen Morgen wurden die Schläfer plötzlich durch Feuerlärm erweckt. Es brannte im westlichen Flügel des Schlosses, wo die meisten Dienerrwohnungen belegen waren. Oberst Howard, Horace Lindsay und Hackett waren die ersten, welche auf dem Schloßhofe erschienen, der sich bald mit Leuten füllte, die aus der Umgegend herbeieilten.

„Wo sind die Diener?“ fragte der Oberst. Der Advocat deutete auf den brennenden Flügel. „Folgen Sie mir, meine Herren,“ fuhr der Oberst fort, „ich kann mir das Stillstehen nicht erklären.“

In der Vorhalle angekommen, fanden sie die nach der Treppe führende Thür von innen verriegelt, und es verging längere Zeit, ehe das Erbrechen derselben ihren vereinten Anstrengungen gelang.

„Gott sei Dank,“ rief, als dies endlich geschehen, der Advocat mit gut geheuchelter Jubruinst, „sie sind gerettet.“

Ein Flammenmeer, begleitet von dicken Rauchwolken, wälzte sich wie um dieses Auszugs zu spotten, ihnen entgegen, herzerreißend tönte das Jammern und Hilferufen der unglücklichen Opfer durch das Knistern der Flammen und das Krachen des einstürzenden Gebälks.

„Hundert Pfund,“ rief der Oberst, „demjenigen, dem es gelingt hindurchzubringen und die den Flügel mit der langen Gallerie verbindende eiserne Thür zu öffnen!“ Er ahnte nicht, wie fest sie verammelt war.

„Einen solchen Versuch machen heißt dem gewissen Tode entgegen gehen,“ rief Hackett laut.

Der Oberst sah ihn vorwurfsvoll an.

Es strömten immer mehr Landleute, unter welchen sich auch der Pachter Miller mit seinem Neffen befand, hinzu, die das weitere Umsichgreifen des Feuers verhindern und die reichen Schätze des Schlosses in Sicherheit bringen wollten.

„Denkt nicht an die Besitztümer,“ rief Oberst Howard, „Menschenleben sind mehr werth, die Gemäldegallerie ist überdies feuerfest.“

Das Wehgeschrei aus dem brennenden Gebäude wurde immer verzweifelter, Frauenhände streckten sich aus den Fenstern empor, um Hilfe flehend, die ihnen nicht geleistet werden konnte. Niemand wagte sich in das brennende Gebäude, keine Leiter reichte zu ihnen hinan.

„Gott sei ihren armen Seelen gnädig,“ sagte der Rector, der sich ebenfalls auf dem Schloßhof eingefunden hatte.

„Amen,“ fügte sein Schwiegersohn mit heiserer Stimme hinzu.

Die Flammen, welche inzwischen zu einer furchtbaren Höhe angewachsen waren, vereinigten sich jetzt wie zu einer letzten Anstrengung in eine glühende, den Park grell erleuchtende Säule, ein Krach wie die Kanonensalve einer ganzen Batterie wurde hörbar, ein Feuerregen fiel herab und trieb die Zuschauer in die Flucht — das Dach war gefallen.

Der Advocat drückte leise die Hand seines Klienten, der sie schauernd, wie berührt von dem Biß einer Schlange, zurückzog.

Lady Sarah und ihre Kammerfrau waren, gefolgt von der Haushälterin und einigen Personen der höheren Dienerschaft, die nicht im westlichen Flügel schliefen, ebenfalls zu der Brandstätte geeilt.

„Rehren Sie in Ihre Zimmer zurück,“ sagte Oberst Howard zu der auf höchst selbstsüchtige Weise sich ihrer Sicherheit erfreuenden Dame, „Sie haben nichts zu fürchten, das Feuer kann die anderen Theile des Schlosses nicht mehr erreichen.“

„Wie mag es ausgefallen sein?“ fragte der Rector. Mehre Stimmen gaben verschiedene Ursachen an.

„Der Verlust muß groß sein.“

„Er ist weit weniger zu beklagen, als die dabei umgekommenen Menschen,“ erwiderte der Oberst. „Der Rutscher, drei Grooms, einige weibliche Dienerrinnen und der arme Crump, der ebenfalls im westlichen Flügel schlief, sind verbrannt.“

„Verzeihen Sie, Herr Oberst, Crump ist nicht verbrannt,“ sagte einer der Forstausseher.

Horace Lindsay erbeute.

„Wissen Sie das gewiß?“ fragte Hackett.

„Ganz gewiß,“ war die Antwort, „er ist gestern Abend verreckt.“

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht, er hat es Niemandem gesagt.“

Hackett ging leise peifend auf und ab.

Ein entsetzlicher Verdacht durchzuckte den Oberst Howard, als sein Blick auf Horace Lindsay's bleiches Gesicht fiel, das noch geisterhafter gemacht wurde durch das ungewisse Licht der bald erlöschenden, bald von neuem aufblackernden Flammen.

„Nein, nein,“ sagte er zu sich selbst, „ein solcher Gedanke ist sündhaft; zu wenig Gutes an ihm ist, um ein solches Verbrechen zu begehen, müßte er ein Teufel sein.“

Lady Sarah und ihre Kammerfrau standen im Begriffe, begleitet von dem jetzt sehr aufmerksamem Sohne der erstenen, in ihre Gemächer zurückzukehren, da trat Frank, der Neffe des Pachter Miller, plötzlich vor, winkte einem neben ihm stehenden, sehr unbedeutend aussehenden Manne, und dieser näherte sich Horace Lindsay und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was wollen Sie?“ rief dieser, sich erschrocken umsehend.

„Sie sind mein Gefangener, mein Herr.“

„Ich Ihr Gefangener? Wie kommen Sie darauf, daß ich etwas von dem Feuers wissen soll, es kam durch Unvorsichtigkeit aus — hören Sie, durch Unvorsichtigkeit.“

„Mich geht die Entziehung des Feuers nichts an,“ entgegnete der Gerichtsdienner, den sich so ängstlich Bertheidigenden argwöhnisch betrachtend, „ich verhafte Sie Schulden halber.“

Horace Lindsay warf einen Blick des Vorwurfs auf den Advocaten.

„Auf meine Ehre, ich weiß nichts davon,“ versicherte dieser und fragte dann zu dem Gerichtsdienner gewendet: „Auf wessen Veranlassung?“

„Grise und Goldfar,“ war die Antwort.

„Schlimme Hände,“ murmelte Hackett, „die lassen ihre Beute nicht wieder los, nun ist's aus mit ihm.“

Lady Sarah, welche noch nahe genug war, um diese Worte zu verstehen, wandte sich hastig um, sie blieb immer seine Mutter. „Wie viel beträgt die Schuld?“ fragte sie.

„Zwei und zwanzig tausend Pfund,“ erwiderte Frank.

„A kann ich nichts thun,“ sagte die Dame, erschreckt von der Höhe der Summe.

„Natürlich, Wladys, wir können nichts thun,“ bekräftigte die Frau, „wir hatten ins Gefängniß gehen und unser Leben lang darin bleiben können, ohne daß er sich um uns bekümmert hätte.“

„Gibt es kein Mittel, ihn zu retten?“ fragte die Mutter, sich an Oberst Howard wendend.

„Jetzt nicht,“ war die Antwort.

„So verläßt mich Alles,“ jammerte Horace Lindsay.

„Noch vor einer Stunde,“ erwiderte der alte Soldat, „hätte ich wahrscheinlich anders geantwortet; ehe ich jetzt aber etwas für Sie thue, muß ich erst ein Gespräch unter vier Augen mit Ihnen haben. Sie werden nichts dagegen einwenden?“ fragte er den Gerichtsdienner.

„Wenn Sie für den Gefangenen Bürgschaft leisten, Herr Oberst,“ entgegnete der Beamte, „so habe ich nichts dagegen.“

„Ich gebe mein Ehrenwort,“ rief Horace, der sich gleich dem Ertrinkenden verzweifelt an einen Strohhalm klammerte.

Der Hächer lächelte.

Die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, um ein Entrinnen unmöglich zu machen, wurden getroffen, und Oberst Howard zog sich mit Lindsay zu einem Zwiegespräch in die Bibliothek zurück. Was dort zwischen ihnen verhandelt worden, ward nicht vollständig bekannt; als sie zurückkehrten, war Lindsay bleich vor Scham und Schrecken, der Oberst Howard ernst, ruhig.

„Die Schuld soll vollständig bezahlt werden,“ sagte er zu dem Gerichtsdienner, „und die Ihrige ebenfalls, Mr. Hackett, ich bürgte dafür.“

Der Advocat lächelte, dies war mehr, als er zu hoffen gewagt.

Noch am Abend desselben Tages kehrte Horace Lindsay mit seiner Gattin nach Boulogne zurück.

„Sie werden nicht lange in diesem refugium peccatorum bleiben,“ bemerkte Hackett, als sein Client bereits im Wagen saß, „sondern zurückkehren und sich um Ihre Interessen bekümmern.“

„Niemals, ich bin wie ein Vogel, dem man eine Schnur an die Flügel gebunden; der Oberst ist mein Gläubiger, und sobald ich wieder einen Fuß auf englischen Boden setze, wartet meiner das Gefängniß.“

„Sollte er Argwohn hegen?“

Der unglückliche Verbrecher beugte sich zu dem Advocaten und flüsterte ihm ins Ohr: „Er weiß Alles.“

Im nächsten Augenblick fuhr der Wagen von dannen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Brief des Rectors von Henston, durch welchen er Sir Harry Ashleigh von den über ihn in der Umgegend cursirenden und bereits zu einer Art von Gewißheit erhobenen Gerüchten unterrichtete, weckte den Baronet aus dem Traum der Sicherheit, in welchem er sich im Bewußtsein seiner Unschuld bis dahin gewiegt. So empfindlich es jedoch seinem Stolz war, den bis jetzt ungetrübten Spiegel seines guten Rufes von dem Hauche der Verleumdung berührt zu sehen, war es ihm doch noch weit peinlicher, daß man den Namen seiner Gemahlin damit in Verbindung brachte und sich erzählte, sie habe im Park vor Mark Arlon gekniet.

Er beschloß, ihr den Inhalt des unerquicklichen Briefes vorläufig noch nicht mitzutheilen, sondern sich zuvor mit seinem Freunde Dorillon darüber zu berathen. Unverzüglich suchte er ihn auf, legte, ohne ein Wort zu sagen, den Brief in die Hand des unter Papieren und Gesetzbüchern vergrabenen Rechtsgelehrten und wartete, sich in einen Lehstuhl werfend, ruhig bis er ihn durchgesehen.

Der Brief enthielt für Dorillon nichts Neues, seine Confinen hatten ihm bereits ähnliche Mittheilungen gesandt, dennoch las er ihn zweimal durch, ehe er ihn dem ihn gespannt anblickenden Freunde mit den Worten zurückgab: „Es ist der Reid auf den Ihnen so unerwartet zugefallenen Reichthum, der —“

„O, dieser Reichthum,“ unterbrach ihn der Baronet, „ich war weit glücklicher in meinen Geldverlegenheiten, als ich mit den Schätzen meines Betters sein werde. Ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen.“

„Wie gedenken Sie der Verleumdung entgegenzutreten?“ fragte Dorillon.

„Durch die genaueste Untersuchung,“ sagte Sir Harry, sich hoch aufrichtend. „Der Name, den ich trage, ist noch nie befleckt worden und soll es auch in meiner Person nicht werden. Ich beabsichtige, den Staatssecretair um einen Befehl zur Ausgrabung des Leichnams zu bitten.“

Dorillon nickte zustimmend.

„Ich werde hierauf die bedeutendsten Männer der Wissenschaft veranlassen, mich nach Henston zu begleiten, um bei der Untersuchung gegenwärtig zu sein.“

„Vortrefflich. Hat Lady Ashleigh den Brief schon gesehen?“

„Nein, ich fürchte, daß er einen nachtheiligen Einfluß auf ihre jetzt ohnehin sehr zarte Gesundheit ausüben werde.“

„Ich möchte wohl rathen, ihr gar nichts davon zu sagen, wenn nur nicht eine sie betreffende Stelle darin wäre.“

„Sie meinen die lächerliche Geschichte, daß sie vor Arlon gekniet haben soll. Das ist ein albernes Geschwätz.“

Dorillon schwieg.

„Wie, Sie könnten nur einen Augenblick daran glauben?“

Selina hatte ja einen wahren Abscheu vor ihm.

„Lady Ashleigh ist von Natur leicht erregbar,“ entgegnete der Freund, „man kann nicht bestimmen, wie weit sie Arlon durch Winke und Drohungen gebracht haben kann.“

„Drohungen!“ wiederholte er staunt der Baronet.

„Ja, zum Beispiel mit den Forderungen, die er an Sie hatte. Ich wünschte wohl, Sie gestatteten mir, Lady Ashleigh darüber zu befragen.“

„Gewiß, wenn Sie es für nöthig erachten,“ entgegnete Sir Harry, dessen Vertrauen zu der Frau, die seinen Namen trug, zu der Mutter seiner Kinder auch nicht einen Augenblick erschüttert werden konnte, „Sie werden sehen, die ganze Sache zerfällt in nichts.“

„Wir wollen es hoffen.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte der Baronet, verlegt durch den in diesen Worten liegenden Zweifel, „ich muß Sie aber jetzt verlassen, Dorillon, ich will zum Staatssecretair und zu den Aerzten gehen und mir auch noch einen Rechtsbeistand verschaffen.“

„Harry!“

„Charles!“

Die beiden Freunde sahen, indem sie gegenseitig ihre Namen ausriefen, einander tief in die Augen.

„Haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir, daß Sie sich einen anderen Rechtsbeistand suchen wollen?“ fragte Dorillon.

„Ich wohl, aber Ihr Vertrauen zu mir ist erschüttert.“

„Sie befinden sich in großem Irrthum, mein lieber Sir Harry,“ entgegnete der Rechtsgelehrte innig, „ich setze mein Leben zum Pfande Ihrer edlen Gesinnungen und unbedeckten Ehre; wenn Sie aber für sich selbst die genaueste öffentliche Untersuchung verlangen, so ist es mir folgerichtig, daß Sie auch in dem, was Lady Ashleigh's Ruf betrifft, ein gleiches Verfahren beobachten.“

„Sie kennen sie nicht, Charles,“ erwiderte tief bewegt der Baronet, „wissen nicht, daß unter diesem maßvollen Aeußern ein Herz schlägt, das ein nur leiser Zweifel tödtlich verletzen würde. Ich weiß, was sie bei den absurden Gerüchten gelitten, die unmittelbar nach unserer Heirath in Umlauf waren.“

„Fragen sind noch keine Zweifel,“ entgegnete Dorillon, dem, wie schon früher erwähnt, Lady Ashleigh stets etwas räthselhaft erschienen war, „als Hüter der Ehre Ihrer Gemahlin ist es sogar Ihre Pflicht —“

„Genug,“ unterbrach ihn der Baronet, „dieser Grund ist entscheidend, thun Sie, was Ihnen gut dünkt, aber gehen Sie vorsichtig zu Werke.“

„Mit der Zärtlichkeit eines Bruders, verlassen Sie sich darauf. Und jetzt, Harry, wo wir vollkommen einverstanden sind, gehen Sie zum Staatssecretair, während ich mich zu Ihrer Gemahlin begeben. Welche Aerzte wollen Sie mit sich nehmen?“

„Harferry, White und Berrington.“

„Und wann wollen Sie abreisen?“

„Morgen früh um sechs Uhr.“

„Ich werde Sie begleiten.“

Die Freunde trennten sich mit einem herzlichen Händedruck.

Der Staatssecretair empfing Sir Harry mit dem größten Wohlwollen und äußerte, als dieser ihm sein Anliegen vortrug, er wolle, um ihm gefällig zu sein, sehr gern die nöthigen Papiere ausfertigen lassen, nur glaube er, es heiße dies der Sache eine zu große Wichtigkeit beilegen. Man erzählte sich von den ersten Familien des Landes die abenteuerlichsten Geschichten, ohne daß die Ehre derselben dadurch gefährdet werde. Erst als ihm der Baronet mittheilte, er glaube, die Verleumdung sei von dem Agenten seines Gegencandidaten angestreut, um ihn unpopulär zu machen und ihm bei der bald bevorstehenden Neuwahl zum Parlamente eine Niederlage zu bereiten, ward der Minister aufmerksam, fand es für nothwendig, derselben entschieden entgegen zu treten und versicherte Sir Harry, indem er ihm die gewünschten Papiere einhändigte, des umfassendsten Bestandes der Regierung.

Charles Dorillon fand in Lady Ashleigh's Hause in St. James Square einen großen Theil der auseinander gesprengten Weihnachtsgesellschaft aus Henston versammelt. Unter ihnen Lady Manvers, Miss Curry, die Marchioness von Belgrave mit ihren Töchtern, deren älteste, Lady Margarethe, nun die erklärte Braut des Lord Lutefring war. Auch die ebenfalls anwesende Miss Dallop nahm erröthend die ziemlich sarkastisch dargebrachten Glückwünsche zu ihrer Verlobung mit dem Hon. Edward Bumpkin in Empfang, während ihr Vater stolz und gespreizt sich Sir Theophilus nennen ließ, obgleich ihm dieser Titel eigentlich noch nicht zukam. Er lebte in Erwartung desselben, dem den vereinten Bemühungen des Marquis von Belgrave und des Lord Lutefring war es gelungen, dem Regenten das Verprechen abzubringen Mr. Dallop für seine allerdings etwas unklaren Verdienste den Rang eines Baronet zu verleihen.

Erst nachdem die Gäste sich einer nach dem andern entfernt hatten, war es Charles Dorillon möglich, Lady Ashleigh mit dem eigentlichen Zwecke seines Kommens bekannt zu machen. Er begann, indem er ihr erzählte, daß Sir Harry vor wenigen Stunden bei ihm gewesen und ihm einen Brief mitgetheilt habe, der die Katastrophe mit Mark Arlon betreffe und ihn tief unglücklich mache. „Ich habe ihn gebeten, mit Ihnen darüber sprechen zu dürfen,“ fügte er hinzu.

„Verhehlen Sie mir nichts,“ sagte die unglückliche Frau, die bereits eine solche Kraft der Selbstbeherrschung erlangt hatte, daß keine Miene ihre innere Erregung verrieth, „ich kann Alles ertragen, wenn nur mir die Liebe meines Gatten und der Besitz meiner Kinder bleibt.“

„Es ist nicht das erste Mal, Lady Ashleigh,“ entgegnete der Rechtsgelehrte, „daß ich Gelegenheit habe, an Ihnen diese feltene Seelenstärke zu bewundern, die nur das Resultat eines tadellosen Lebens sein kann. Der arme Sir Harry ist zu empfindlich gegen alle thörichten Gerüchte.“

„Er sollte dieser Erbschaft entsagen, die ihm nimmermehr Glück bringen wird und die Mark Arlon ihm sicher nicht zuwenden wollte.“

„Das letztere ist auch meine Ueberzeugung.“

„Mein Rath ist, zu Allan's Gunsten auf das Vermögen zu verzichten.“

„Zu Allan's Gunsten? Er ist nicht anerkannt, gilt nur für Arlon's Pflegesohn.“

„Ein Grund mehr für meinen Vorschlag. Wäre Arlon am Leben geblieben, so hätte er nicht weniger thun können, um ihn für den auf seiner Geburt haftenden Makel zu entschädigen.“

„Haben Sie diesen Plan Sir Harry schon mitgetheilt?“

„Noch nicht.“

„Er ist höchst edelmützig, ich fürchte jedoch, selbst dieses Opfer würde nicht hinreichen, das Ungeheuer Verleumdung zum Schweigen zu bringen. Man spricht nicht nur von den abhanden gekommenen Urkunden, die Feinde ihres Mannes wagen sogar die Behauptung, Mark Arlon sei keines natürlichen Todes gestorben. Fairfax hat die Frechheit so weit getrieben, daß er vom Gericht verlangt hat, der Leichnam solle ausgegraben und untersucht werden.“

Lady Ashleigh wurde todtenbleich.  
„Der Antrag wurde natürlich abgelehnt,“ fuhr Dorillon fort.

„Und es wird keine Untersuchung stattfinden?“ fragte Lady Ashleigh freier athmend.

„Allerdings, Sir Harry selbst wird sie vornehmen lassen. Er befindet sich in diesem Augenblick auf meinen Rath beim Staatssecretair, um die Erlaubniß dazu einzuholen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er sie erhält, und wir werden uns morgen in Begleitung dreier eben so geschickter als achtungswerther Aerzte nach Henston begeben, um die Schritte zu thun, welche nothwendig sind, der giftigen Viper den Kopf zu zertreten.“

„Sie haben ihm einen guten Rath ertheilt,“ sagte die Dame, indem sie im Vertrauen auf Esther's Versicherung, daß europäische Kunst das von ihr gebrauchte Gift nicht zu entdecken vermöge, eine verzweifelte Anstrengung machte, um ihre Angst zu verbergen — „ich fürchte das Resultat nicht.“

„Ich ebensovienig; Sie kennen jedoch noch nicht den ganzen Inhalt des Briefes. Ein Theil desselben hat Sir Harry besonders schmerzlich berührt, obgleich er natürlich nicht den geringsten Zweifel hervorgerufen, er betrifft Sie.“

„Mich? Bitte, erklären Sie sich deutlich, Mr. Dorillon. Was können diese lächerlichen, von den Feinden meines Gatten verbreiteten, Gerüchte auf mich für einen Bezug haben?“

„Die Frau des Todtengräbers Simon Cobb, eine berühmte Klatschschwester, will Sie drei Tage vor Arlon's Tode mit ihm im Park gesehen haben und zwar in einer sehr ersten Unterhaltung begriffen.“

„Das ist nicht unmöglich.“  
„Sie hat eiblich ausgesagt, Sie vor ihm auf den Knien erblickt zu haben, wahrscheinlich hat sie eine Aehnlichkeit getäuscht.“

„Nein.“  
„Wie? Sie werden doch nicht einräumen, daß dieses Weib die Wahrheit gesprochen habe?“

„Die volle Wahrheit,“ antwortete Lady Ashleigh ruhig. „Ich traf Mr. Arlon beim See. Zu meinem großen Erstaunen vermaß er sich, mir zu sagen, es läge in seiner Macht, meinen Gatten ins Verderben zu stürzen, mich und meine Kinder aus unserer glücklichen Heimath zu vertreiben. Sie wissen, Frauen sind leicht in Furcht zu setzen, besonders wenn es sich um die handelt, die sie lieben; in meiner Angst fiel ich ihm zu Füßen und bat ihn um Nachsicht.“

„Der Schreck!“ rief der Rechtsgelehrte voll Bewunderung über ein so freimüthiges Geständniß, an das er unbedingt glaubte.

„Er fügte hinzu,“ fuhr Lady Ashleigh fort, „daß ein Hauptgrund, der ihn veranlasse, von dieser Macht über uns Gebrauch zu machen, die ihm von mir gezeigte Abneigung sei, ja er wagte“ — hier stammten die Augen der beklagenswerthen Frau vor Zorn und Abscheu — „von der Bewunderung zu sprechen, die er für mich hege.“

„Warum theilten Sie Sir Harry den Vorfall nicht mit?“  
„Arlon behauptete, als ich ihn meine tiefe Verachtung fühlen ließ, daß ihn nur seine verlegte Eitelkeit zu diesen Neukerungen veranlaßt habe, bat mich, nicht weiter an die von ihm ausgestoßenen Drohungen zu denken und ihm die mir angethane Beleidigung zu verzeihen.“

„Und Sie verziehen ihm?“  
„Ja! ich vergab ihm.“  
Der Ton, in welchem diese Worte ausgesprochen wurden, hatte etwas so Eigenthümliches, daß Charles Dorillon aufs Höchste davon betroffen ward und unwillkürlich die schon früher gehegten unbestimmten Befürchtungen in sich aufsteigen fühlte.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mittheilungen,“ sagte Lady Ashleigh nach einer längeren Pause, „und weiß jetzt, was mir zu thun obliegt. Ich werde meinen Gatten nach Henston begleiten und öffentlich Zeugniß ablegen von dem, was zwischen Mr. Arlon und mir vorgegangen ist.“  
„Werden Sie aber auch diese Prüfung bestehen können?“

„Bestehen können?“ fragte Lady Ashleigh mit einem Blicke, dessen sich Dorillon in späteren Jahren noch erinnerte, „es giebt nichts, was eine Frau nicht ertragen könnte, wenn sie dabei von ihrer Liebe aufrecht erhalten wird.“

Neunzehntes Kapitel.

Sobald Mr. Fairfax die Nachricht von Sir Harry Ashleigh's Rückkehr nach Henston und der von demselben beabsichtigten Untersuchung empfing, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Unschuld des Verleumdeten glänzend darthun mußte, rüstete er sich zu einem erneuten Kampfe, fest entschlossen, die errungenen Vortheile, so lange dies nur irgend möglich sei, zu behaupten. Er berief zu diesem Zwecke seinen Adjutanten Bounce auf das Schlachtfeld und befragte ihn, was er in der Zwischenzeit gethan.

„Zuvörderst habe ich den von Ihnen aus London beorderten Burschen beauftragt, ein wachames Auge auf Alles zu haben, was Sir Harry und seine Gemahlin thun.“

den Vorschlag erlauben, eine Aufpasserin in das Haus der Wittve zu schicken.“

„Thun Sie das,“ sagte der Advocat, erstaunt über den großen Scharfsinn seines Gehilfen.

„Ich habe es bereits auf eigene Verantwortung gethan,“ entgegnete Bounce, „sie hat ihre bisherige Aufwärterin entlassen und ich habe Sorge getragen, daß Jane, die Frau eines Polizeidieners, eine höchst brauchbare Person, sich zu der Stelle gemeldet hat.“

„Und was hoffen Sie zu entdecken?“  
„Ob, zu welcher Zeit, und bei welchen Veranlassungen Lady Ashleigh die Wittve besucht.“

„Die Vorsichtsmaßregel ist gut, ich hoffe jedoch nicht allzuviel davon, es ist viel wahrscheinlicher, daß Lady Ashleigh diese Esther nach dem Schlosse kommen läßt.“

„Sie irren sich,“ versetzte Bounce, „sie geht zu ihr und sogar in der Nacht, ohne Wissen ihres Gemahls.“

„Gut, gut, die Sache wird mir jetzt klar,“ sagte der Advocat, sich mit einem satyrischen Lachen die Hände reibend,

„auch Sir Harry kennt nur zum Theil die zwischen diesen Frauen bestehenden Beziehungen. Ihre Anordnungen sind gut, Bounce, folgen Sie ganz Ihrem eigenen Ermessen, Sie bedürfen meines Rathes nicht.“

Der junge Mann verbogte sich und verließ stolz auf das ihm in diesen Worten ertheilte Lob seines Prinzipals das Zimmer.

„Wer von den Menschen immer das Schlechteste denkt, irrt selten,“ sagte Mr. Fairfax, sobald er sich allein sah. „Als ich diese Nachforschungen begann, hatte ich nur die Absicht, einem politischen Gegner zu schaden, jetzt gewinnt es den Anschein, als solle ich dadurch einem wirklichen Verbrecher auf die Spur kommen. Ob Mann oder Frau dasselbe begangen, vermag ich noch nicht zu entscheiden,“ setzte er nachdenklich hinzu, „ist mir auch gleichgiltig, denn beides dient meinen Zwecken.“

Trotz aller Schlantheit scheiterte Mr. Bounce's wohl ausgedachter Plan an einem von ihm nicht vorausgesehenen Umstande. Obgleich nämlich Lady Ashleigh schon am ersten Abend nach ihrer Ankunft in Henston Esther's Wohnung besuchte, konnte die bestellte Spionin doch nichts von der zwischen den beiden Frauen geführten Unterhaltung verstehen, da sie sich einer fremden Sprache bedienten.

„Sprachen sie gar nicht englisch?“ fragte Bounce, den diese Nachricht sehr verstimmt.

„Nur ein einziges Wort: Lady Ashleigh sagte, indem sie das Haus verließ: Adieu morgen.“

„Wie sah sie aus?“

„Entsetzlich bleich, auch weinte sie.“  
„Daraus läßt sich nichts entnehmen,“ dachte Bounce, fuhr jedoch in seinem Examen fort: „Glauben Sie, daß Madame Esther Sie bezogwohnt?“

„Nein, Herr, wenn ich das dächte, so bliebe ich nicht einen Augenblick länger in dem Hause,“ entgegnete die Frau ängstlich.

„Und warum nicht?“  
„Weil ich mein Leben bedroht glaubte. Ich habe schon zu manchen Entdeckungen die Hand geboten, besonders wenn es sich um Frauen handelte, aber bei keiner habe ich noch so entschieden ausgeprägte Zeichen von Kaltblütigkeit und Entschlossenheit gefunden.“

Bounce war betroffen von dem Ernst, mit welchem die von ihm befohlene Spionin diese Erklärung abgab.

Er entließ sie, indem er ihr verdoppelte Vorsicht und Wachsamkeit anempfahl.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Henston über sandte Sir Harry Ashleigh den Erlaubnißschein des Staatssecretairs der Behörde und bat sie, einen Tag für die Ausgrabung des Leichnams anzuberaumen. Das Gerücht dieses Vorhabens verbreitete sich natürlich schnell in der ganzen Umgegend und veranlaßte den Major Arlish, einen alten Freund der Familie Ashleigh, den Baronet zu besuchen, um ihm Vorstellungen gegen diese ihm völlig nutzlos erscheinende Untersuchung zu machen.

„Sie ist nothwendig, um meine Ehre zu reinigen,“ bemerkte Sir Harry.

„Unfinn, Ashleigh, nur Thoren werden etwas auf das Geschwätz jenes ränkevollen Advocaten geben, dessen Gesicht um Ausgrabung der Leiche Ihres Cousins vom Gerichtshof einstimmig abgewiesen ist.“

„Das hat er eben haben wollen,“ entgegnete der Baronet bitter.



Sonntag-Morgen im Schwarzwalde. (Hierzu das Gedicht von Marie Harrer, Seite 246.)

„Gut.“  
„Dann habe ich mein Augenmerk auf eine in Henston lebende Freundin und Vertraute der Lady Ashleigh gerichtet, die mit ihr aus Indien gekommen ist und wunderbare Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft besitzt. Sie besucht häufig Kranke und hat schon Kuren glücklich vollbracht, an denen europäische Kunst gescheitert ist.“

„Wie heißt diese Person?“ fragte Fairfax sehr gespannt.  
„Man kennt sie im Dorfe nur unter dem Namen Madame Esther und weiß von ihrem früheren Leben so wenig, wie von dem der Gebieterin von Henston Hall, auch hat sie anscheinend keine anderen Existenzmittel, als das, was ihr durch Lady Ashleigh's Freigebigkeit zu Theil wird,“ berichtete Bounce weiter.

„Sie sind vielleicht miteinander verwandt,“ bemerkte Mr. Fairfax.

„Das ist möglich,“ entgegnete Bounce mit überlegenem Lächeln, „vornehme Leute pflegen jedoch ihre armen Verwandten sonst nicht in nächster Nähe zu haben; ich möchte mir

„So leid es mir thut, wenn ihm auf diese Weise unabsichtlich in die Hände gespielt ward, sehe ich doch nicht ein, wie anders zu entscheiden gewesen wäre, es handelte sich ja gar nicht um Mark Arlon's Tod, sondern um die verlorenen Urkunden,“ versetzte der Major.

Die Feindseligkeit und Arglist, welche mir Fairfax bei der ganzen Angelegenheit gezeigt, bringen mich dazu, seine Versicherung, er habe meinem Cousin die Papiere übergeben, in Zweifel zu ziehen. Wer könnte ein Interesse an ihrem Verschwinden haben?“

„Niemand,“ erwiderte der Major mit edler Offenheit, „als der Mann, dessen ganzes Leben eine derartige Vermuthung zur abscheulichsten Verleumdung macht. Sie haben Recht, Harry, der spitzbübische Advocat hat schändlich gelogen, es ist aber nicht genug, daß wir moralisch davon überzeugt sind, es muß auch bewiesen werden, daß Ihr Vetter die Papiere gar nicht mit hierher gebracht hat.“

„Fairfax hat geschworen, sie ihm übergeben zu haben, als er bereits im Wagen saß, und der Kammerdiener hat diese Aussage ebenfalls eidlich bestätigt.“

„Beweisen Sie, daß sie gelogen haben, setzen Sie einen Preis auf die Entdeckung.“

„Das ist bereits geschehen.“

„Nehmen Sie die Dienerschaft.“

„Dorillon und Oberst Dmwhyn haben das schon gethan, aber ohne Erfolg. Es scheint, als sei es vom Schicksal bestimmt, daß dieses unglückliche Ereigniß mich dessen berauben soll, was zu erhalten ich mein ganzes Leben unablässig bemüht war. Ein giftiger Mehlthau ist auf meine Ehre, auf meinen guten Namen gefallen.“

Der Major konnte, so lebhaft Theilnahme er für seinen Freund empfand, diese traurige Behauptung nicht in Abrede stellen und suchte deshalb die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu leiten, indem er fragte, wie Lady Ashleigh dieses ungewohnte Mißgeschick ertrage.

„Gleich einem Engel,“ erwiderte der Baronet warm. „Arlish, wie wenig kennen wir die Kraft des von uns schwach genannten Geschlechtes. In der Stunde der Prüfung zeigen Frauen oft einen Muth, eine Seelenstärke, welche man vergeblich bei Männern sucht.“

„Sie sprechen ja gleich einem Liebenden,“ bemerkte lächelnd der alte Herr.

„Es bringt mich außer mir,“ fuhr der Baronet leidenschaftlich fort, „daß selbst der Name meiner Gattin von der schändlichen Verleumdung nicht verschont geblieben ist.“

„Auch das hat man Ihnen mitgetheilt. Das thut mir herzlich leid.“

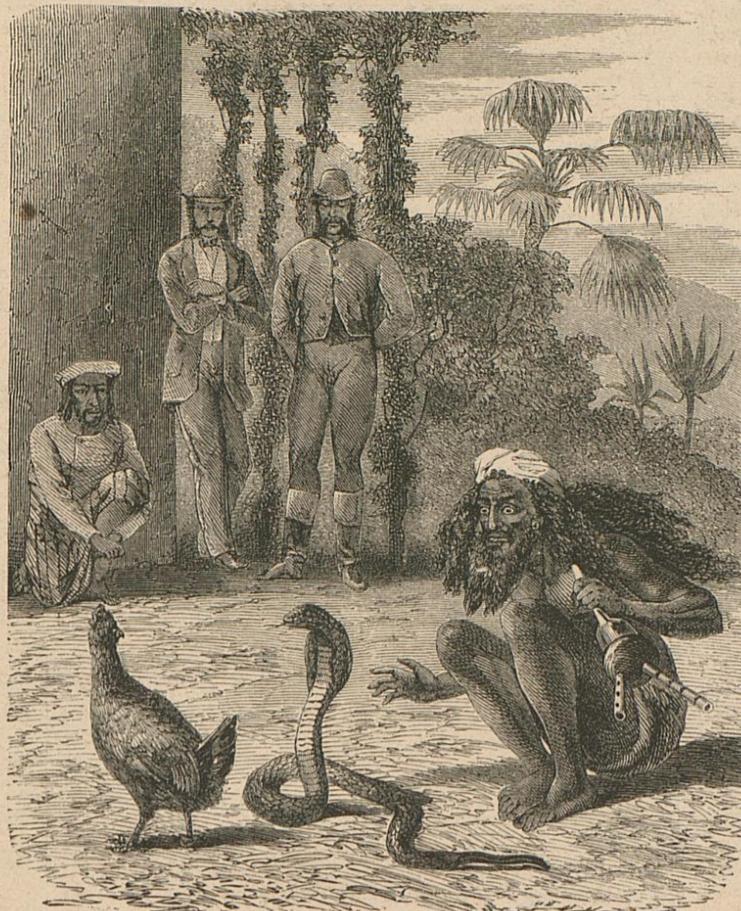
„Die Bosheit hat mir keinen einzigen ihrer vergifteten Pfeile erspart.“

„Beruhigen Sie sich,“ tröstete Major Arlish, „diese Wolken müssen vorüberziehen. Gleich Gold aus den Gluthen des Schmelzofens wird Ihre Ehre aus dieser Prüfung um so glänzender hervorgehen und der Reichthum Ihres Veters Sie doch gewissermaßen für die durch seinen Tod erlittene Unbill entschädigen.“

„Der Rath meiner Frau, dieser Erbschaft zu entsagen, ist sehr richtig und ich werde ihn befolgen,“ sagte Sir Harry halblaut wie im Selbstgespräch, „es ruht ein Fluch darauf.“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein!“ rief Major Arlish erstaunt.

„Mein erster, reiflich erwogener Entschluß.“



Der Schlangenschwörer. (Zu dem Artikel Seite 246.)

„Bedenken Sie Ihre Kinder!“  
„Ihre Armuth wird sie ehren.“  
„Sie haben Hypotheken auf Henston.“  
„Sie sollen bezahlt werden mit den größten Opfern,“ entgegnete der Baronet stolz. „Wissen Sie, die Frau, die man so abscheulich zu beschuldigen wagt, hat mir nicht nur zu diesem Zwecke eine Verzichtleistung auf ihr Wittthum angedoten, sondern mir auch vorgeschlagen, die Familiendiamanten zu verkaufen.“  
„Das ist edel mein lieber Freund, aber verzeihen Sie, etwas romantisch. Zu wessen Gunsten würden Sie denn aber auf die Erbschaft verzichten?“  
„Das ist mein Geheimniß. Mir steht der Rath eines

Freundes zur Seite, der die Welt kennt und eben so strenge Begriffe von Ehre hat wie Sie. Ich werde nicht übereilt handeln, sondern das Resultat der morgen stattfindenden Untersuchung abwarten; Sie werden doch dabei gegenwärtig sein?“

„Ganz gewiß.“  
„Ist dieser schwärzeste und niedrigste Theil der gegen mich erhobenen Verdächtigungen widerlegt, so werde ich meinen ganzen Eifer darauf richten, zu beweisen, daß die verlorenen Urkunden niemals unter meinem Dache gewesen sind. Mißlingt mir dies, so entfage ich für mich und meine Kinder der Erbschaft,“ erklärte Sir Harry mit großer Festigkeit.

„Wenn ich mir die Sache recht überlege, muß ich Ihnen beistimmen,“ rief der Major, „ein reiner, unbescholtener Name ist die beste Erbschaft, die wir unseren Kindern hinterlassen können.“

„Ich erhalte ihn fleckenlos und will ihn ebenso weiter vererben,“ versetzte Sir Harry.

Es schien, als habe er zur Ausführung dieses Vorsatzes den geeigneten Weg eingeschlagen, denn die Absicht, Mark Arlon's Leiche ausgraben und untersuchen zu lassen, brachte einen plötzlichen Umschwung zu seinen Gunsten in der öffentlichen Meinung hervor. Der Advocat und die, welche es mit ihm hielten, zuckten dagegen, sobald des Baronets Unschuld behauptet ward, bedeutungsvoll die Schultern und sprachen in gedehntem Tone das Wort „Abwarten.“

Am Tage vor der Untersuchung verlangte Mr. Fairfax von den Behörden, daß auch ein von ihm ernannter Arzt dabei gegenwärtig sein und sein Gutachten abgeben sollte. Die Forderung war so vernünftig, daß sie ihm billigerweise gewährt werden mußte; seine Wahl fiel zum allgemeinen Erstaunen auf Walter Chester, dessen Ruf sich kaum über die Grenzen des Dorfes erstreckte.

Dorillon und die Londoner Aerzte lächelten, als sie von dieser neuen Bestimmung hörten, die Gebieterin von Henston Hall ward dadurch aber vom größten Entsetzen erfüllt. Sie wußte, daß Mr. Chester in Indien gewesen, konnte er nicht doch vielleicht im Stande sein, das Gift in dem Leichnam zu entdecken?

Am Abend vor dem zur Untersuchung bestimmten Tage speiste Sir Harry mit dem Rector und den bereits angekommenen Gerichtspersonen, und die schuldbenüßte Frau sah sich allein mit ihren Qualen und Befürchtungen. Mehrmals schon war sie von der schwelenden Ottomane aufgesprungen, mit hastigen, unruhigen Schritten das elegante Zimmer auf- und abgegangen, dann zum Fenster getreten, um die Blicke trümmersüß über den Park und nach der Richtung schweifen zu lassen, wo Eüther's Landhaus lag. Ihre Gedanken flogen zu der Theilnehmerin ihres Verbrechens.



„Drei Tage,“ flüster sie, „drei ganze Tage, seit ich sie nicht gesehen habe. Ich kann es nicht länger ertragen, ich muß zu ihr, ich kann auch meinen Gatten heute nicht noch einmal sehen, mich wiederum mit einer neuen Lüge beledigen. Wahrheit, heilige Wahrheit, wer, der jetzt den Zustand meines Innern kennt, nürde glauben, daß ich dich jemals verläßt?“

Lady Ashleigh zog die Kirgel und befahl ihrem Mädchen, Sir Larry bei seiner Rückkehr zu sagen, daß sie sich zur Ruhe begelen laße. „Ich bedarf Deiner Dienste nicht weiter,“ fügte sie hinzu, „häre mich morgen früh nicht eher, als bis ich Hingel.“

Die Thür des Ankleidezimmers schloß sich. Elise lauschte bis sie den Nachtriegel verschieben hörte, dann begab sie sich achselnnd nach der Liercassule, wo sie der Hausälterin im vertraulichen Gespräche von dieser neuen Caprice ihrer Herrin erzählte. „Sie ist eine ganz andere Person geworden seit der Zeit, wo dich Arlen nach Estion Hall kam, ich kenne sie kaum wieder,“ setzte sie in bedenklichem Ton hinzu.

Die Hausälterin, eine sehr verschönte und der Familie mit großer Treue ergebene Person, antwortete nur, um sich nicht durch irgend eine Verurteilung zu compromittiren, durch ein vielplagendes Aufselzreden, Martha Gayten, die Wärterin dagegen, welche die neue Herrin niemals geliebt, behauptete, wenn hier irgend etwas Unrechtes geschähe, so hätten Lady Ashleigh und das unheimliche Weib, die Esther, die Hände dabei im Spiele gelakt.

„Pui, Gantun!“ rief die Hausälterin, „pui. Von Esther weiß ich nichts und will nichts von ihr wissen, aber Lady Ashleigh ist eine gute Gattin.“

„Vielleicht eine zu gute.“

„Was willst du damit sagen?“

„Wartet — wartet und ihr werdet sehen.“ Die Unterhaltung ward hier durch den Eintritt einiger anderer Diener unterbrochen, welche die Privatskriege der Gesindesinbe nicht für würdig hielt, in ihre Oel einmische eingeweiht zu werden.

Sobald Lady Ashleigh sich vor jeder Störung sicher wußte, vertauschte sie schnell ihrer Abendangung mit einem schwarzen Seidenkleide, küllte sich in einen dunklen Schawl und bedeckte ihr Gesicht mit einem dichten schwarzen Schleier. Ihr Zimmer stand durch einen Gang mit der Fouscapelle in Verbindung, die nur bei lichte seltenen Gelegenheiten geöffnet wurde, und vermittelte einer kleinen Thür, zu welcher Lady Ashleigh den Schlüssel besaß, in den Park führte. Es ward ihr auf diese Weise leicht, ins Freie zu gelangen, ohne daß Jemand in der Nähe ihre Entfernung bemerkte.

Es war Nacht, als die arme, ruheloße Frau in den Park trat. Der Mond agte mit rasender Schnelligkeit dicke schwarze Wolkenmassen am Himmel auf und ab, so daß der Mond in diesem Augenblicke verllückt ward, während er im nächsten die Gegend wieder mit seinem milden Lichte übergoß. Ein unwillkürlicher Schauer durchlelte sie, als sie den See erreichte, wo jenes verlägnisvolle, über ihr ganzes Leben entscheidende Gespräch mit Arlen stattgefunden. Jedes zwischen ihnen gewechselte Wort trat mit furchtbarer Klarheit wieder vor ihre Seele, sein Bild schien sie aus dem dunkeln Gewässer anzubilden, der durch die Läume schimmernde Kirchthurm bezeichnete seine Grabstätte, die vielleicht auch die ihrige sein sollte.

Ihren Schawl fester um sich ziehend, bog Lady Ashleigh in den schmalen, nach dem Hause ihrer Mitschuldigen führenden Fußpfad ein. Die denselben von beiden Seiten begrenzenden Nichten- und Lerchenlämme machten ihn so finster, daß sie die Schnelligkeit, mit der sie bisher ihren Weg verfolgt, mäßigen mußte. Mehrmals stand sie still. War es die Gewissensangst, war es die Macht einer überreizten Einbildungskraft, die sie einen schwarzen Schatten sehen ließ, der sich neben ihr bewegte, sie zu verfolgen schien? Außer sich vor Entsetzen erreichte sie das Haus der Wittwe, ihre Hand zitterte so heftig, daß sie die Thür nicht zu öffnen vermochte, sondern mit ersterbender Stimme Esther's Namen rief.

(Fortsetzung folgt.)

**Sonntag-Morgen im Schwarzwalde.**

(Zu dem Bilde Seite 244.)

Zu Thale sank der Berge Nebeldunst,  
Im blauen Festgewande prangt die Luft,  
Vom Kirchenthurm am grünen Bergeshang  
Kuft hell die Glocke zu Gebet und Sang.  
Ein biedres Böldchen ist's, so jung wie alt,  
Das zu dem kleinen Gotteshause wallt;  
Und hat der Herr aus wald'gem Felsgestein  
Sich auch errichtet schönern Altarschein,  
Als ihn der Mensch mit Müß und saurem Schweiß  
Zusammen trägt und aufzurichten weiß —  
Doch halten sie ihr Gotteshaus in Ehr',  
Wie Sitte war von den Urvätern her.  
Es ist der schlicht getünchte Tempelsaal  
Mit seinen Bogenfenstern spitz und schmal,  
Mit dem vergoldeten Gelserkreuz,  
Vor dem die Ahnen beteten bereits,  
Wo Aeltern und Urältern sich vermählt —  
Der kühle Fluß, von Tritten ausgehöhlt —  
Er ist verwachsen mit der Dörfler Leid,  
Mit ihrem Gram und Glück seit alter Zeit.  
So ruft das Bldchen sie vergebens nicht  
Zu des Gebetes fromm gewohnter Pflicht.  
Der wackre Pfarrer legt für Jeden dort  
Zu Ruß und Frommen aus des Herren Wort.  
Ermahnet väterlich, doch ernst und scharf,  
Und spendet Rath und Trost Dem, ders bedarf.  
Ja — führe nur, du brave sanfte Maid  
Die greise Ahne auch zur Kirche heut,  
Wo sie nun schon fast volle siebzig Jahr  
Andächt'ge Hörerin am Festtag war.  
Es ahnet ihr, daß ihre Kraft vielleicht  
Zu keinem neuen Kirchengang mehr reicht,  
Und lege gern, sich selber zum Gewinn,  
Schon heut des Lebens schwere Bürde hin. —  
Du — junger Burche, der du so gemach  
Im Stuhl dich ruhst, schau auf und denke nach!  
Den Kopf empor — in Will' und Thun bestimm,  
Oh noch das Alter Dir den Rücken krümmt!  
Werk auf — der Pfarrer hat den Text gewählt,  
Der euch des Heiligs Ziel und Werth erzählt. —  
„War unser Leben köstlich“ hört ihr lesen,  
„So ist es Müß und Arbeit nur gewesen.“

Marie Harter.

**Der Schlangenschwörer.**

(Hierzu das Bild Seite 245.)

Sehen ist Glauben, sagt das Sprüchwort, und daß nichts so wirksam Zweifel beseitigt, als eigne Ueberzeugung durch Auge und Ohr, das ward mir kürzlich klar, als ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Schlangenschwörer seine Kunst üben sah, eine Kunst, die, ich muß es gestehen, vom Ehrensagen mir der Karlatanerie näher als der Wissenschaft zu stehen schien.

Diensgeschäfte nöthigten mich, einen ziemlich weiten Ritt zu unternehmen. Die Hitze war so unerträglich, daß ich den Entschluß faßte, während der Mittagsstunden meinen Freund um Lbdach zu bitten, sollte ich ihm auch wirklich etwas störend in seine Siesia fallen, das hinderte mich nicht. Sein Haus lag gar so lodend an meinem Wege.

Ich traf ihn richtig in dem doleer bar niente der Mittagruhe, welche sich selten ein in Indien lebender Europäer versagt, aber er machte gute Miene zu der Störung.

„Immer herein, alter Junge!“ rief er mir entgegen, als ich leise die Thür seines Schlafgemaches öffnete, in welchem durch künstliche Mittel Kühlung und ein angenehmes Lammlicht erhalten war. Ich schritt auf seine Lagerstatt zu, blieb jedoch auf hallem Wege stehen, als bei einem zufälligen Blick in die Oede des Zimmers zwei glänzende kelle Punkte mir entgegen leuchteten. Zu genauerer Untersuchung näherte ich mich der Stelle, wich aber augenblicklich wieder zurück, denn ein lautes Zischen verrieth mir das Dasein eines Feindes, der hier zu Lande mit Recht gefürchtet wird.

„Eine Schlange! Eine Schlange! Flinte her!“ rief mein Freund und ich wie aus einem Munde, so daß das ganze eingeborene Dienpersonal besürzt herbeieilte, um so gleich wieder mit uns den gefährdenden Raum zu verlassen.

Draußen ward Rath gehalten, was zu thun sei. Einige stimmten für Erschießen, Andere für Vertreibung der Schlange durch Rauch; ein besonders Deherzter schlug sogar vor, das Thier zu fangen und dann zu tödten. Da indes der, welcher diesen Felderplan vorkomnen, sich durchaus nicht zu dessen Ausführung drängte, ihm auch Niemand die Ure der That freitig machen wollte, so ward endlich beschlossen, nach einem indischen Schlangenschwörer zu schiden.

Bis der Mann kam, konnten wir nicht unterlassen, nach dem unwillkommenen Gastgaste zu sehen. Mit größter Vorsicht öffneten wir die Thüre, gukten hinein, wagten einen Schritt vornwärts, dann noch einen, bei jedem leisen Geräusche erschreckt zusammenfahrend. Niemand hätte in uns Weiden, die wir zaghaft vorschritten, Krieger Ihrer Britischen Majestät vermuthen können. Nun — unser Bangen war so unnatürlich nicht; Soldaten fürchten sich weniger vor Kanonenschlägen, als vor Schlangen.

„Die Schlange ist fort!“ — „Nehmt euch in Acht!“ — „Seht ins Bett, in den Schrank, in die Commode, in alle Winkel und Ecken!“

Keine Schlange zu sehen.  
Zum ersten Mal nach der unheimlichen Entdeckung fiel es uns ein, zu lachen.

„Was ist das dort an der Wand für ein Stock?“  
„Himmel, das ist der Schweif der Schlange!“ „Et! — wir werden sie bald los sein — sprecht nicht — da kommt der Schwörer.“

Der Schlangenschwörer war ein Eingeborener von großem und muskulösem Körperbau; um die Hüften trug er ein Stück Zeug, auf dem nur oben geschorenen Kopf ein Art Turban, unter welchem das lange, verworrene Haar sich hervordrängte. Ueber den Schultern hingen ihm zwei Körbe und sein musikalisches Instrument, welches aus einem Fläschentürrbis und Bambusrohr gemacht war. Am oberen Ende des Kürbis befand sich nämlich eine Bambuspfeife, durch welche der Athem dem Instrument, namentlich den zwei Bambuspfeifen der unteren Kürbisfläche eingeblasen ward, die beide mit Löchern versehen wie eine Flöte, nach Art der Flöte gespielt wurden.

Ob wir ihn das Zimmer betreten ließen, ward er untersucht und bedankt, seine Körbe und sein Instrument draußen zu lassen. Er konnte nichts bei sich führen, das uns entgangen wäre, denn seine Kleidung war auf das Minimum beschränkt und ein kurzes eisernes Stäbchen seine einzige Waffe.

Wir zeigten ihm das Loch, in welchem wir die Schlange vermuteten, denn ihr Schweif war jetzt nicht mehr zu sehen. Der Indianer legte sich auf den Boden, sein Gesicht dicht an die Oeffnung und rief: „Burra sab, sahuh, bakut burra“ (große Schlange, Euer Ehren, sehr groß). Ohne Weiteres begann er nun die Oeffnung durch Wegnehmen einiger Ziegelstücken etwas zu vergrößern, und zeigte uns nach wenigen Minuten den Schwanz des Thieres, den er unter wunderlichen Gefängen und Körperverrenkungen erfaßte und daran die Schlange hervorzog. Es war ein schönes Exemplar der Cobra, eine schwarze, glänzende, ringelnde, zischende, tödtliche Cobra, ungefähr fünf Fuß lang, an der stärksten Stelle acht Zoll im Umfang messend. Der Indianer trug das Thier, welches mangesetzt die Zunge ihm zischend entgegenredete, in den Hof hinaus und ließ es hier los. Die Schlange bewegte sich ringelnd ihrem Feinde entgegen, bäumte sich hoch empor und holte aus zu tödtlichem Sprunge. Ihr Vändiger aber war unverwundbar. Er nahm sein Instrument und blies darauf einzelne unzusammenhängende, doch sanfte Töne. Die Schlange schien davon ergriffen; der zum Sprung hochgespannte Bogen ihres Körpers ließ nach, der Kopf, ungefähr einen Fuß hoch von der Erde erhoben, gerieth nebst dem ihn tragenden Körpertheil in eine wiegende Bewegung, schaukelte hin und her im Tacte der Musik, langamer und schneller, je nachdem der Indianer das Tempo zurückhielt oder beschleunigte. Immer lauter, immer hastiger wurden nun die Töne, immer schneller, immer rasender die felsame, rhythmische Bewegung der Schlange, bis sie, von der Anstrengung erschöpft, zusammenfiel.

Der Schwörer faßte sie nun abermals beim Schwanz, ließ den Körper der Schlange blitzschnell durch seine Finger gleiten und drückte sie an der Kehle. Durch den Druck öffnete sich der Rachen der Cobra und der Indianer zeigte uns darin die Giftzähne, die Giftbeutel und das ganze Gebiß.

Die Schlange erholte sich jedoch schnell von ihrer Erschöpfung und war, als der Indianer sie wieder frei ließ, bei vollen Kräften. Ein Huhn ward jetzt gebracht und in einiger Entfernung von der Cobra hingestellt. Mit denselben

Bewegungen wie vorher gegen den Schwörer, erhob sie jetzt den Vordertheil des Körpers, ungefähr einen Fuß gerade aufwärts vom Boden, bäumte sich hoch und führte mit lautem Zischen auf des Vogels Genid. Einige Sekunden hielt sie den Kopf dort regungslos, dann ließ sie ihre Beute los und diesen Moment benutzte der Indianer, sie beim Kopfe zu ergreifen und festzuhalten.

Das Huhn taumelte, ließ den Kopf hängen und fiel dann nach vorn mit solcher Heftigkeit, daß der Schnabel tief in die Erde bohrte. Die Convulsionen des Thierchens währten ungefähr zehn Sekunden, dann lag es vielleicht fünfzehn Sekunden betäubt da, zuckte noch einmal heftig auf und lallt todt zurück. Es war dies das erste Mal, daß mir Gelegenheit ward, den Tod durch Schlangenbiß zu beobachten. Kraftig und sicher wirkend ist das Gift der Schlange ohne Zweifel.

Da ich jetzt von der tödtlichen Macht des Thieres den unwiderleglichen Beweis zu haben glaubte, konnte ich kaum den Augenblick erwarten, es getödtet zu sehen. Doch dazu machte der Schwörer sich nicht verstehen. Wenn er die Schlange vernichte, meinte er, so werde seine Macht über die Schlangen gelrochen und er von der nächsten gebissen und getödtet.

Der schlangenkundige Eingeborene erklärte uns, ob im Echerz oder Ernst bleibe dahingestellt, dieser Fang sei ihm keineswegs leicht geglückt, weil eben die Schlangen heut größeres Zehitrag hätten und sich erlustigten. „Diese,“ sagte er, „hier nicht zu Hause, sie ist fortgegangen aus ihrer Behausung auf Besuch, hat den Weg verloren, ist in ein falsches Loch gerathen, wo sie nicht bekannt war, und ich konnte sie gar herausziehen. Ja, ja — es sind abscheuliche Gäste diese Gelras. Ich nehme mir diese hier mit heim und mache sie zum!“

Wir bestanden indes darauf, die Schlange müßte vorher erschädlich gemacht, das heißt der Giftzähne beraubt werden, welches zahnzählige Experiment unser Wundermann mit Hilfe eines zollgroßen Holzquadrats glücklich vollführte. Er hielt dieses Werkzeug von wahrhaft primitiver Einfachheit der Schlange vor, diese bis hinein, wie sie in das Genid des Huhns gebissen — eine geschickte, kräftige Wendung der Hand unseres Indianers und die vier Zähne steckten, mit den Wurzeln ausgerissen, in dem Holz, welches der böstliche Natur-Einstift in meine Hände legte. So ward ich glücklich Besitzer dieses gefährlichen Schakes, um den mancher Lebensüberdrüssige mich sicher beneiden würde.

Es ward nun ein zweites Huhn herbeigebracht; die Schlange fiel es an in gleicher Weise wie das erste, doch ihre tödtliche Kraft war gebrochen. Das Hühnchen schüttelte sich, sträubte die Federn, trippelte raschen Laufes davon und — lebt heute noch. Ich vermuthete sogar, daß es nur dem Conflict mit der Cobra die Auszeichnung verdankt, von dem Messer des Kochs bisher verschont geblieben zu sein, denn die tonangebenden Mächte in der Küche meines Freundes betrachten das Thierchen immer noch mit einer Art von Argwohn, als sei es ein Fehler tödtlichen Giftes, und halten es der Ueferung auf dem Altar des häuslichen Herdes für durchaus unwerth.

Wir gaben dem braven Schlangenschwörer zwei Rupien (4 Schillinge), wofür er uns in den glühendsten Worten dankte. Er pries uns als Ernährer seiner Kinder, als Erhalter seines Lebens und ging seelenvergnügt mit seiner Schlange im Korbe davon.

[851]

J. J. P.

**Beschreibung des Modenbildes Seite 245.**

Fig. 1. Robe aus blauem poil de chèvre. Der Rand des Rockes ist in breite Bogen ausge schnitten und in jedem derselben mit einer aufsteigenden, ebenfalls bogig ausge schnittenen Patte verziert. Sämmtliche Bogenaus schnitte markiren sich durch eine Einfassung von Taffet. Die Batten sind außerdem noch mit einer Reihe Knöpfe und ein dieselbe umgebendes Taffetbllchen versehen. Täschchen mit langem hinten edigem Schooß, welches, sowie auch der Aermel, die Bogen- und Knopfverzierung des Rockes wiederholt. Weste aus blauem Taffet, am unteren Rand in Bogenform geschnitten.

Fig. 2. Anzug für Mädchen von 8—10 Jahren. Der Rock aus grauem Mohair, sowie das fradartige Täschchen aus gleichem Stoff, ist an dem äußeren Bogenrand mit rother Seide oder Wolle breit languetirt, der Gürtel von schwarzem Taffet mit rothem Passepoil versehen. Weißes Chemisct. Casquette von Stroh mit rothen und schwarzen Federn.

Fig. 3. Robe von toile écrue (ein die ungelichte Leinwand imitirender feiner Stoff). Der untere Bogenrand des Rockes zeigt eine Einfassung aus weißer Wolle, welche, die Bogenform fortsetzend, in regelmäßigen Entfernungen je bis zu einer Höhe von 20 Cent. aufsteigt. In diesen aufsteigenden Bogen befinden sich große Ringelknöpfe aus Perlmutter. Die Taille (corsage habit) ist die der Fig. 1 von der Rückseite gesehen.

[857]

K.

**Aus dem Leben des Giambattista Pergolesi.**

„Welche Stunden und Seelen und Körper mühten sich an einander reiben, um dir nur eine einzige Arienfieber zu bereiten, welche du von der Tonkunst in einer Minute wie von unsichtbaren Händen empfangst! Habe groß und selig gemeint, wie du nun willst: die Tonkunst spricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Thränen wieder.“

Jean Paul.

Da leider nur eine sehr geringe Anzahl der gegenwärtig erscheinenden neuen Compositionen für das Piano einen wirklich musikalischen Jubalt bietet, so hat man sich in neuerer Zeit auch in der Claviermusik mit Vorliebe zu Werken älterer Meister zurückgewendet. Es ist freilich nicht zu bestreiten, daß diese wohlberechtigte und motivirte Vorliebe, mit jede Meinung, sobald sie in eine „Mode“ ausartet, im Einzelnen öfters zu weit getrieben wird und nur an archaisch-gleich-musikalischem Geschmack gewinnt, was sie an künstlerischem und zeitgemäßem Geschmack einbüßt. Deswegen geachtet ist das Gesamtresultat derselben ein vortheilhafteres zu nennen, da der Ausdruck der einfachen und gesunden Gedanken-elemente jener älteren Compositionen, und die Logik, sowie die Einfachheit ihrer Form und Technik nicht allein die Spieler

zu ersten und genauen Studien hindrängen, sondern sie auch, wie die Zuhörer, durch liebliche Melodien und süße Harmonien wahrhaft entzücken, beseligend und befriedigend.

In dieser Hinsicht nehmen zum Beispiel die Compositionen des Pergolese, die durch ihre Weichheit ganz besonders ein „Schlüssel zum weiblichen Herzen“ werden können, einen hervorragenden Platz ein, und dürfte es daher manchen unserer geehrten Leserinnen nicht unwillkommen sein, Einiges aus dem leider nur zu kurzen Leben dieses echten Jüngers der heiligen Musik zu erfahren.

Giambattista Pergolese, geboren am 3. Januar 1710 zu Jessi, einer kleinen Stadt Italiens, wurde von seinen Vätern in seiner ersten Kindheit nach Neapel geführt, und als diese hier starben, im Conservatorium „dei poveri di Gesù Christo“ — der Armen Jesu Christi — aufgenommen.

Dies war ein Wohlthätigkeits-Institut, in welchem man Waisen und arme kleine Kinder, die man, von ihren Vätern verlassen, in den Straßen auffand, unentgeltlich erzog und etwas im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der lateinischen Sprache, besonders aber in der Musik unterrichtete, mit deren Hilfe sie bald fähig werden sollten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Pergolese nun sollte von seinem zwölften Jahre an bei einem guten, alten Maestro, Namens Matteis, die Geige zu spielen erlernen, und bald machte er auch in dieser Kunst reizende Fortschritte.

Eines Tages war er im Schlaftsaal, während seine Kameraden sich nach dem Garten begeben hatten, allein zurückgeblieben. Da griff er nach seiner ihm lieb gewordenen Geige und begann darauf so schwere und zugleich so reizende Passagen auszuführen, daß seine ausgelassenen und lärmenden Gefährten darauf aufmerksam wurden und mitten im Spielen aufhörten, um sich erst unter das Fenster zu schleichen, aus dem diese lieblichartigen Accorde drangen, dann aber, wie von einer unwiderstehlichen, magischen Kraft angezogen, die Kleinsten wie die Größten, die Treppe zu ersteigen, die Thür des Schlaftsaales lautlos zu öffnen und einen Kreis von aufmerksamen und entzückten Zuhörern des jungen Musikers zu bilden.

Stellt euch diesen armen kleinen Knaben mit seinem blasen und traurigen Gesicht, seinen großen blauen, milden und doch so ausdrucksvollen Augen und in seiner abgenutzten ärmlichen Kleidung vor, wie er sich, da er etwas hinkt, an das Fenstereck angelehnt hält und von allen diesen kleinen blond- und schwarzgelockten Köpfen, die durch das soeben erst verlassene Spiel erhitzt und von einem naiven Enthusiasmus erregt sind, umgeben ist; und ihr habt ein Bild, das, da es zum Theil von einem Strahle der untergehenden Sonne beleuchtet wird, des Pinxels eines Correggio würdig wäre!

Als schon der bleiche Knabe viele Triller, Arpeggien und chromatische Läufer gemacht hatte, kam auch sein alter Lehrer ganz erstaunt herzu, um noch den Schluss mit anzuhören; dann sagte er, indem er die Wangen seines Schülers streichelte, hocherfreut zu ihm:

„Bravo! Aber kannst Du mir denn auch das aufschreiben, was du soeben gespielt hast?“

Pergolese erröthete tief, denn er war von großer Bescheidenheit und Schüchternheit, aber versprach sein Möglichstes thun zu wollen.

Und siehe da! am anderen Tage schon brachte er sein Musikstück so correct niedergeschrieben, daß der alte Professor, da er es nicht zu fassen vermochte, wie dieses Kind schon so geschickt sein konnte, in seinem Erstannem darüber nachdenklich die Stirn in Falten zog. Sein ängstlicher Schüler fürchtete deshalb einen Tadel und wollte sich diesem durch die Flucht entziehen; aber der Maestro hielt ihn zurück, führte ihn dann, ohne ein Wort zu sagen, durch zwei oder drei Corridore, stieg mit ihm eine Treppe tiefer und klopfte endlich an eine Thür, welche der großen Treppe gegenüber lag.

„Herein!“ sagte drinnen eine tiefe Stimme.

Pergolese war mehr todt als lebendig; fürchtete er doch, daß man ihm eine exemplarische Strafe auferlegen würde, da dieses Zimmer das des Directors war. Dieser war ein schon bejahrter Mann, hatte eine strenge und abstoßende Miene und war in einen schwarzen, mit kleinen Blumen durchwirkten Hausrock gekleidet, der ihm, wie der vor Angst zitternde Knabe bei seinem Eintritt meinte, da diese Blumen von Weitem kleinen Flammen glichen, das Aussehen eines Zauberers gab.

Der Director war aber niemand anders, als der berühmte Gaetano Greco, einer der tüchtigsten Componisten seiner Zeit.

„Mein lieber Director,“ redete ihn der alte Matteis in einem eigenthümlichen Tone, in dem die Genugthuung mit dem Aerger kämpfte, an, „ich bringe Euch hier einen Jungen, der schon mehr als ich versteht . . . ja, mehr als ich . . . Es wird mir schwer, das zu sagen, aber es ist nun einmal die Wahrheit; ja, er spielt schon die Geige besser als ich, und wird, wenn er so fortfährt, ein größerer Musiker werden, als wir es Alle sind; zu diesem Behufe aber müßt Ihr darin einwilligen, ihn in Eure Classe aufzunehmen, wo Ihr nur die schon weit vorgerückten und geschicktesten Schüler zulast.“

Darauf fragte der Director, indem er seine kleinen schwarzen, wie Karfunkel blitzenden Augen fest auf ihn richtete, den ganz verwirrten Pergolese:

„Hast Du denn große Lust zu arbeiten?“

„Ach ja, Herr!“ stammelte der Knabe mit zitternder Stimme.

„Dann erwarte ich Dich morgen!“

Das, durch ein Paar freundliche Worte seines alten Lehrers ermutigte Kind, das dieser beim Abschied an seine Brust drückte, ging auch von diesem Abend an in die Unterrichtsstunden des Directors, um in die Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht zu werden, und zeigte so viel Talent, eine so große Gelehrigkeit und einen so ausdauernden Fleiß, daß ihn Gaetano Greco bald wie seinen Sohn liebte.

Noch hatte Pergolese das Conservatorium nicht verlassen, als Neapel eines Tages mitten unter den tollsten Belustigungen des Carnivals plötzlich durch heftige Erdstöße erschüttert wurde, die, von furchtbaren Donnererschlägen begleitet, die ganze Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzten. Die Häuser hoben sich und schwankten auf Augenblicke wie ein betrunkenener Mensch schwankt, ja viele stürzten sogar zusammen und begruben unter ihren Trümmern so manche Unglückliche. Die Verzweiflung stieg aufs Höchste; die ganze Stadt war in Thränen; das auf der Straße kneubende Volk rief laut das Erbarmen Gottes an. Auch kam es glücklicher Weise nicht zu einem vollständigen und so furchtbaren Erdbeben, wie die Geschichte leider deren so viele aufzeichnet hat. Der Erzbischof ordnete öffentliche Gebete an, die drei

Tage und drei Nächte dauerten, und der junge Pergolese wurde beauftragt, eine Messe für zwei Orchester und Bässen zu componiren. Er rechtfertigte die auf ihn gefallene ehrenvolle Wahl, und mancher einsichtige und fromme Gemüth glaubte, daß die rührende Weichheit und Zartheit seiner himmlischen Melodien den göttlichen Jörn vollends ganz und gar beschwichtigen würde.

Noch als Zögling des Conservatoriums componirte er sein Drama sacro: „San Guglielmo d'Aquitania“, welches 1731 mit so großem Beifall bei der ersten Aufführung begrüßt wurde, daß sich seiner mehr italienische Nobilitäten annahmen. Von diesen materieller Lebenssorgen enthoben, schrieb Pergolese nun mehrere Opern und sein berühmtes Intermezzo „Le serva padrona“. Im Jahre 1735 erhielt er einen Ruf nach Rom, um hier für das Teatro Tordinone die Oper „Olimpiade“ zu componiren. Sonderbarer Weise aber machte er damit Fiasco, während Duni's zu gleicher Zeit auf die Bühne gebrachte Oper „Nerone“, von der Duni selbst gestand, daß sie von weit geringerem Werthe wäre, allgemeinen Beifall fand. Unser junger Maestro kehrte darauf nach Neapel zurück und erntete dort durch sein zehnstimmiges „Dixit“ und seinen Psalm „Laudate“ desto reicher die gerechte Anerkennung seines Genies. Als ihn seine sehr angegriffene Gesundheit zwang, die Stadt des Besuchs mit Puzzuoli zu vertauschen, componirte er hier die Cantate „Orfeo“, ein „Salve regina“ und sein berühmtes „Stabat mater“, welches Hülfer im Clavieranzug mit untergelegtem deutschen Text und Alexander Voss neu instrumentirt herausgegeben haben. Wie es meistens zu gehen pflegt, so wurde auch Pergolese erst nach seinem schon am 26. März 1736 erfolgten Tode als eine der ersten musikalischen Größen vollständig gewürdigt. Die Theater und die Kirchen von ganz Europa erkönten bald darauf von seinen Werken; in Rom wiederholte man die Aufführung seiner „Olimpiade“ mit der größten Pracht und bewunderte nunmehr um so überschwinglicher ihre vielen Schönheiten, je gleichgültiger man sich früher gegen sie gezeigt hatte.

[841]

Dr. Hugo Schramm.

### Etwas zur Geschichte des Mouffelines in Frankreich.

Es ist ein durch seine häufige Anwendung fast banal gewordener und doch durch die vielfachen und traurigsten Erfahrungen nur zu sehr bestätigter Satz, daß neue Entdeckungen und Erfindungen fast niemals denen Ehre und Vortheil bringen, die sie gemacht mit Anwendung aller ihrer individuellen und pecuniären Hilfsmittel. Die Liste der uneigennütigen Forscher, die ein ganzes Leben an die Verwirklichung einer Idee setzten, die ein ganzes Leben an die Ertragung und endlich starben, den Nutzen ihres Strebens anderen glücklicheren Nachfolgern überlassend, während ihnen nichts blieb als ein unfruchtbarer Nachruhm, ist lang, sehr lang, sie reicht hinauf bis in die frühesten Zeiten und wird niemals geschlossen werden. Heben wir heute einen Namen aus derselben heraus, einen Namen, der einen der bedeutendsten Fabrikzweige für Frankreich schuf, der aber, so lange er lebte, mit den größten Schwierigkeiten und Mühseligkeiten zu kämpfen hatte.

George Antoine Simonet, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebend, war erst Commis, dann Zeichner, endlich Chef einer Seidenwarenhandlung in Lyon und hatte wie Jacquard Gelegenheit gehabt, alle Geheimnisse des Webstuhls durch die Parais kennen zu lernen. Die große Schönheit des indischen Mouffelines und die lebhafteste Nachfrage nach diesem Stoffe brachten ihn auf den Gedanken, ein Fabricat von gleicher Güte in Frankreich zu verfertigen und auf diese Weise die bedeutenden Summen, die für diesen Artikel ins Ausland gingen, dem Vaterlande zu erhalten. Er beschloß, dieselbe Sorgfalt, die man bisher nur der Fabrication der Seidenwaren hatte angedeihen lassen, auch der Baumwolle zuzuwenden, und zu diesem Zwecke suchte er sich die Kunstgriffe anzueignen, vermittelt welcher man in der Schweiz bereits seit längerer Zeit Vorzügliches auf diesem Gebiete leistete.

Es war dies kein leichtes Unternehmen. Ganz abgesehen von den großen Geldopfern, die es erheischte und zu denen Simonet sich bereitwillig entschloß, handelte es sich darum, die Modelle der Webstühle und einige der Behandlung derselben kundige Arbeiter aus der Schweiz nach Frankreich zu entführen, Dinge, welche die Gesetze der Schweizer Republik bei Todesstrafe verboten. Die Gefahr schreckte Simonet indes nicht zurück. Er selbst ging nach St. Gallen, zeichnete, so viel er dies immer vermochte Modelle, oder bemäthete sich, Details, deren er sich nicht auf andere Weise bemächtigen konnte, seinem Gedächtniß einzuprägen. So ausgerüstet kehrte er nach einem Monat nach Frankreich zurück, in der That alle Elemente zur Herstellung eines seinen Zwecken entsprechenden Webstuhls mit sich bringend.

In einem ihm gehörigen Hause zu Tarare gelang es ihm mit Hilfe einiger von ihm gewählter und angeleiteter Arbeiter in der That einige seiner Zeichnungen entsprechende Webstühle herzustellen. Jetzt aber fand sich eine neue Schwierigkeit; die Webstühle waren vorhanden, aber es gab in Frankreich Niemanden, der sie zu handhaben verstand. Simonet entschloß sich, nochmals nach der Schweiz zurückzu kehren, um Arbeiter nach Frankreich herüberzubolen. Mit vielen Gefahren und großen Kosten schmuggelte er wirklich eine Schweizerfamilie, in der sich mehrere tüchtige Arbeiter befanden, über die Grenze und hatte nun die Freude, seine gut konstruirten Webstühle von geschickten Händen in Bewegung gesetzt zu sehen. Aber ach, das darauf gefertigte Gewebe entsprach Simonets Erwartungen durchaus nicht. Es war grob, häßlich, wenig haltbar und selbst auf dem Lande nicht zu verkaufen. Die zwar gut eingerichteten Webstühle und kunstgeübten Arbeiter allein genügten nämlich noch nicht zur Herstellung der feinen Gewebe, der dritte Factor mangelte — das Garn, so wie man es in der Schweiz zu spinnen verstand.

Jahre waren unter unglücklichen Anstrengungen vergangen, Jahre, in welchen Simonet mit Mühseligkeiten gekämpft, sein ganzes Vermögen an das Gelingen des Unternehmens gesetzt hatte. Aber er war eine der großen Naturen, die von Hindernissen nicht zurückgeschreckt, sondern zu immer erneuter Thätigkeit angespornt werden. „Wenn man in der Schweiz ein solches Garn spinnen kann, warum sollte man es nicht auch in Frankreich möglich machen? Das Material ist das-

selbe, es handelt sich nur um eine zweckmäßigere Behandlung desselben; sorgen wir für die Einführung einer solchen,“ sagte er sich.

Es handelte sich um nichts weiter, als statt des Spinnrades den Gebrauch der Spindel einzuführen; Simonet's Gattin unterzog sich dieser Aufgabe, ging selbst auf dem Lande umher, um die Spinnerinnen in der neuen Methode zu unterrichten, sparte weder Bitten noch Verheißungen. Vergebens, trotzdem die eine Arbeit nicht schwieriger war als die andere, trotzdem die Spindel einen viel reicheren Lohn verhielt, siegte die Gewohnheit, und Simonet's Unternehmungen scheiterte an der Unmöglichkeit, ein besseres Gespinnst in Frankreich zu erzielen.

Zehn Jahre währte seine unfruchtbare Arbeit, die seine Kräfte, wie seine Hilfsmittel verbrauchte; von Kummer und Alter niedergebengt, arm und vergessen, starb er im Jahre 1778 zu Charbonnières bei Lyon. Das Samenorn, was er ausgesäet, war aber doch nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Im Jahre 1786 führte einer seiner Neffen das in der Schweiz gesponnene Garn in Frankreich ein und begnügte sich, da er die Öffnung ausgab, in Frankreich jemals ein brauchbares Gespinnst zu erhalten, damit, das fremde in seinem Vaterlande zu einem ausgezeichneten Gewebe zu verarbeiten. Dies gelang ihm, und die Fabrication des Mouffelines bildet seitdem einen höchst lucrativen Industriezweig für Frankreich. Noch jetzt findet man aber in Hütten auf dem Lande Webstühle, welche Simonet der Aeltere zur Förderung seines Unternehmens freigebig verschenkte.

[856]

r . . .

### Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

#### Einleitung.

Von allem Wissen ist keines für ein junges Mädchen nützlicher, als das, die Führung eines Haushaltes und des so wichtigen Zweiges desselben, der Küche, zu verstehen. Doch dieses Wissen gründet sich hauptsächlich auf Erfahrung, folglich sollte man sich so früh als möglich mit den unzähligen Einzelheiten vertraut machen, die dasselbe in sich greift. Ein junges Mädchen, sei es mit noch so guten Anlagen, mit dem besten Willen, mit der ausgezeichnetesten Geschäftlichkeit ausgestattet, es wird — plötzlich nach der Heirath an die Spitze einer Wirthschaft gestellt — kostbare Zeit in vergeblichen Versuchen verlieren, wenn es nicht schon im väterlichen Hause von dem Wirkungskreise Kenntniß genommen hat, dem es künftig mit eigener Verantwortlichkeit vorstehen soll. Dem Haupt der Familie liegt gewöhnlich die Pflicht ob, für den Lebensunterhalt der von ihm Abhängenden zu sorgen, aber alle Anstrengungen desselben werden vergeblich, unzureichend, mit einem Worte unnütz sein, hielte die Hausfrau es unter ihrer Würde, sich um die Wirthschaft zu bekümmern, oder mangelten ihr die nöthigen Kenntnisse dazu. Die weise Verwaltung des Haushaltes führt zu Ersparnissen; sie weiß Behaglichkeit zu verbreiten, indem sie Ordnung und Sauberkeit aufrecht erhält, und verleiht den Dingen um sich her ein Ansehen von Zierlichkeit, das für seiner gebildete Seelen zu einem gerechten Bedürfnis geworden ist; sie lehrt uns endlich die richtige Mitte zwischen zwei gleich tadelnswerthen Fehlern treffen: zwischen peiniglicher Genauigkeit und Verschwendung.

Und dennoch scheint diese hauptsächlich den Frauen so nöthige, so unerlässliche Kenntniß in unserer Zeit vernachlässigt zu werden. Die zum Zweck der Belehrung verfaßten Handbücher enthalten, außer einigen schätzenswerthen Ausnahmen, unzureichende und ungenaue Angaben und Recepte, die keinen wirklich practischen Anhaltspunct darbieten.

Die Hausfrau, aus deren Notizbuche die folgenden, hauptsächlich die Küche betreffenden Mittheilungen entlehnt sind, maßt sich keineswegs an, die vorhandenen Lücken auszufüllen zu können, aber sie erlaubt uns, den Versuch zu machen, in diesen Blättern nach und nach alles das niederzulegen, was sich durch Erfahrung als wahrhaft nützlich und dem bürgerlichen Haushalt Vortheil bringend herausgestellt hat.

#### I.

**Vom Fruchtast (Fruchtsyrup).** — Johannisbeersaft. — Verfairen, den Saft aus den Früchten zu pressen. — Verberisssaft. — Kirchsaff. — Himbeersaff. — Erdbeersaff. — Himbeereisig. — Orangensyrup. — Citronensyrup. — Mandelmilchsyrup.

Im Sommer werden die warmen Getränke gern gegen erfrischenden Saft vertauscht. In jedem Haushalte sollte man stets einen gewissen Vorrath davon haben, der nicht allein für den Bedarf der warmen Jahreszeit, sondern zugleich noch für den Winter ausreichte.

Der Fruchtast ist nicht theuer, sobald man ihn in großer Menge bereitet; bei geringem Bedarf wird man ihn billiger kaufen als im Hause bereiten. In allen großen Städten giebt es Handlungen, in denen man vortrefflichen Fruchtast zu einem mäßigen Preise findet. Aber alle unsere Leserinnen wohnen nicht in großen Städten, und eine große Anzahl von ihnen trägt Verlangen, die Art der Zubereitung des Saftes kennen zu lernen, die sogleich mitgetheilt werden soll. Es sei erlaubt, noch vorher zu bemerken, daß man den Saft mit so frischem Wasser wie möglich vorsetzen muß. Um das Wasser frisch zu erhalten, wende man Krüge von Steingut an. Dem Luftzuge angefeht, erhält sich in solchen Gefäßen selbst in heißen Tagen das Wasser lange frisch und trinkbar.

**Johannisbeersaft.** Man nimmt hierzu 3 Pfund Johannisbeeren, 1 Pfund Himbeeren und 1 Pfund saure Kirschen. Diese Früchte werden sauber ausgelesen (die Johannisbeeren beert man ab; aus den Kirschen nimmt man die Steine heraus) und in einem irdenen Napfe mit einer Reibekeule zerquetscht. Man halte ein Stück neue, in reinem Wasser gut ausgewaschene und so trocken wie möglich ausgerungene Leinwand in Bereitschaft, breite dasselbe über einen Napf aus, thue die zerquetschten Früchte hinein und presse den Saft aus. Das beste Mittel zu diesem Zwecke ist, an zwei sich gegenüber befindlichen Seiten der Leinwand einen breiten Saum zu machen, in welchen ein hölzerner Stiel gesteckt wird. Wenn in die Mitte des Stückes Leinwand die auszunpressenden Ingrebienzen hineingethan sind, drehen zwei sich gegenüberstehende Personen die hölzernen Stiele nach entgegengesetzten Richtungen um. Dies Verfahren giebt dem Druck mehr Macht und ist sauberer als jedes andere, weil dabei die Hände nicht in Berührung mit dem Fruchtsafte

kommen. Man setzt den Napf mit dem Saft 24 Stunden in den Keller, rührt alsdann den Saft, der jetzt eine Art Gelee bildet, mit einem Besen von Weidenruthen tüchtig um und läßt ihn durch ein über die Füße eines umgekehrten Schemels gebundenes, rein ausgewaschenes Tuch in ein Gefäß laufen, nimmt auf 1 Pfund Saft 2 Pfund in kleine Stücke geschlagenen Zucker, der von der feinsten Sorte sein muß, setzt das Ganze auf ein schwaches Feuer und rührt es fortwährend um, bis der Zucker geschmolzen ist. Nun läßt man es einmal aufkochen, schäumt es ab, nimmt es vom Feuer, gießt den Syrup nach einer kurzen Zeit des Abkühlens in Flaschen und bringt diese in den Keller.

Alle Fruchtsäfte von rothen Früchten wird in derselben Weise bereitet, das heißt: nachdem man die Früchte ausgelesen hat, drückt man den Saft heraus und setzt diesen mit grob gestoßenem Zucker aufs Feuer. Die größere oder geringere Säure der Früchte entscheidet darüber, wieviel Zucker man dazu verwenden muß. Zu Berberitzen, wie zu Johannisbeeren und sauren Kirschen nimmt man doppelt soviel Zucker, als Saft vorhanden ist, also auf 1 Pfd. Saft 2 Pfd. Zucker. Zu Himbeeren nimmt man 1 1/2 Pfd. Zucker auf 1 Pfd. Saft. Bei Erdbeeren ist das Gewicht des Zuckers dem des Saftes gleich. Der Erdbeersaft ist ein wenig nüchtern. — Vorzüglich gut schmeckt der Kirschsaff, wenn man einen kleinen Theil der aus den Kirschen herausgenommenen Steine zerstoßt und diese in dem durchgepreßten Kirschsaffte mehrere Stunden ausziehen läßt. Natürlich muß dann der Saft noch einmal durchgepreßt werden, ehe man zur weiteren Behandlung desselben schreitet. Durch dieses Verfahren erhält der Kirschsaff einen angenehmen Kerngeschmack.

Alle Flaschen, die Fruchtsäfte enthalten, müssen an einem trockenen Orte stehend aufbewahrt werden, geschützt vor großer Hitze, wie vor strenger Kälte. Man verschließt die Flaschen nach vollständiger Erkaltung des Saftes zuerst mit genau passenden Korfköpfeln und verbindet sie dann sehr fest entweder mit aufgeweichtem Pergament oder mit in Wasser gewechter und gut abgetrockneter Rindsblase. Die letztere wendet man gewöhnlich an, um eingemachte Früchte aller Art, die in Gläsern aufbewahrt werden sollen, zuzubinden. Geruch und Anblick dieser Blasenstücke ist unerfreulich, aber nichts übertreibt ihre Zweckmäßigkeit, wenn es sich darum handelt, ein Gefäß luftdicht zu verschließen. Um jede, selbst eine eingebilbete Verührung des Eingelegeten mit der Blase zu vermeiden, bedeckt man erstere, ehe man die Blase darüber bindet, mit einem Blatte Papier von genügender Größe.

**Himbeersaft.** Einer der besten Fruchtsäfte, die man sich selbst bereiten kann; nur stelle man statt Essig mit Himbeeren, Himbeeren mit Essig her; d. h. die Himbeeren lasse man die Hauptsache sein, den Essig das Untergeordnete.

Man nimmt hierzu so schöne Himbeeren wie möglich, und füllt, nachdem man sie mit jener Sorgfalt ausgelesen hat, die diese so vielfach von Thieren bewohnte Frucht erfordert, einen steinernen Krug damit an und gießt auf diese Himbeeren guten reinen Weineßig ohne Kräuterbeigeschmack. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß der Krug so vollständig als möglich mit Himbeeren gefüllt sein muß, so denen man alsdann so viel Essig hinzufügt, als das Gefäß aufzunehmen vermag. Fest zugedeckt, läßt man die Früchte 2—3 Wochen ausziehen; nach dem Verlaufe dieser Zeit drückt man den Saft aus denselben auf gleiche Weise, wie es beim Johannisbeersaft angeeignet ist, heraus. Zu einem Pfund Saft nimmt man 2 Pfund grobgestoßenen Zucker, thut das Ganze in ein irdenes Gefäß, welches in einem mit Wasser angefüllten Kessel gesetzt wird, stellt letzteren auf das Feuer, wo das Wasser im Kessel nach und nach siedendheiß werden muß, und rührt dabei den Saft fortwährend um, bis der Zucker vollständig geschmolzen ist. Hat sich der Zucker aufgelöst und ist der Fruchtsaft ebenfalls siedendheiß geworden, so nimmt man denselben vom Feuer und füllt ihn, nachdem er verkühlt ist, in Flaschen. Den Himbeersaft kann man mehrere Jahre aufbewahren; es schadet ihm kein Witterungswechsel; er erhält sich überall gleich gut, ausgenommen im Keller.

(Fortsetzung folgt.)

[860]

### Die Mode.

Wenn wir heut uns in Verlegenheit befinden, nach welcher Seite hin wir Bericht über Toilette eigentlich erstatten sollen, so ist es eben nur eine Verlegenheit, die uns die Ueberfülle des Stoffes bereitet; denn würden wir gefragt, ob diese oder jene seit drei Jahren dagewesene Kleidergarnitur noch heut als elegant getragen werden könne, ob Tücher oder Shawls, Paletots, Beduinen, Talma's, hohe oder niedrige Hüte modisch seien, so könnten wir nicht anders sagen als „Ja“ und immer „Ja!“ — Vorausgesetzt, daß der Robe ihre gebührende Weite und Länge und die Unterstützung eines graziösen Jupons, den Aermeln ihre gebührende Knappheit zu Theil wird, so fügt sich fast jeder ergänzende Toiletten-schmuck, welcher Gattung er auch sei, in den jetzt schrankenlos erweiterten Begriff des Modischen. — Wird diese schöne Freiheit des Geschmacks lange währen? Ich glaube kaum. Man droht von Paris aus schon in höchst bedenklicher Weise mit den kurzen Taillen aus der Zeit des ersten Kaiserreichs. Doch still davon — ich mag, wenn es einen so bedauerlichen Umsturz gilt, nicht die Rolle der weissagenden Cassandra spielen. Es ist eben jetzt eine Zeit im Reich der Mode, welche den sparsamen und verständigen, wie den verschwenderischen und excentrischen Frauen gleich angenehm sein kann.

Die kleinen, haubenartigen Hüte gewinnen immer größere Geltung und haben seit dem Beginn der schönen Jahreszeit zahlreiche, namentlich jugendliche Anhänger gefunden. Obgleich manche dieser Hüte Strohhüte heißen, so ist in der Regel das Stroh nur an dem kaum drei Finger breiten Schirm, dem noch schmalere Bavolet und allenfalls noch durch die umgebende Glöckchenborte vertreten; der Kopf ist von Taffet, weich gearbeitet und geräumt.

Zur Reise und für den Aufenthalt in Bädern werden dagegen Strohhüte mit außerordentlich großem, flach absteihendem runden Schirm getragen.

Die Mehrzahl der jungen Damen giebt dem kleinen casquetartigen Strohhut mit Feder den Vorzug, welcher dem charakteristischsten Charakter der jetzigen Frauentoilette angemessen ist. Bei dieser Gelegenheit sei ein Auskunfts-mittel erwähnt, welches manchen Damen, die den Masken-Schleier tragen, unentbehrlich scheinen dürfte. Da dieser Schleier sich schwer zurückzuschlagen läßt, so ist man auf den Gedanken gekommen, in seinen Saum einen dünnen Fischbein-

reifen zu schieben, vermöge dessen man beim Eintritt in ein Zimmer oder wenn man sonst das Gesicht frei zu haben wünscht, den Schleier auf leichte Weise ganz abnehmen kann. Wir erstatten hiermit von dieser Neuerung nur Bericht, ohne ihre dauernde Zweckmäßigkeit voreilig rühmen zu wollen. Es ist möglich, daß durch häufiges Abnehmen des Schleiers die Garnitur des Hutes Schaden leidet — nun, unsere bei der Sache interessirten jungen Leserinnen werden bei etwaigen Versuchen rasch ein Urtheil darüber gewinnen. Empfehlenswerther als der Mastenschleier ist jedenfalls der durch den Namen „Loup“ bezeichnete kleine Schleier, welcher das Zurückschlagen gestattet und den Leserinnen durch den vor einiger Zeit in diesen Blättern mitgetheilten Schnitt bekannt ist.

Mit den warmen Tagen erscheinen auf der Promenade die Kleider von Mousseline, Gaze und Seidengaze, die leichten Tücher und Shawls von Cashmir, von Guipüre, von schwarzer und weißer Wollenspitze. Die schwarz und weiß à damier carrirten Tücher, die Pariser, Honner, Berliner und türkischen Shawls, welche durch ihre wohlthuende Wärme in den so oft ziemlich frostigen Frühlingstagen dieses Jahres gute Dienste leisteten, sind in den Ruhestand versetzt oder erscheinen nur noch über dem Arm der Lustwandelnden hängend als Schutz gegen mögliche Abendkühle. — Leichte Paletots und kurze Talma's vom Stoff der Robe bilden die gebräuchlichste Ergänzung der Straßentoilette namentlich junger Damen; Fracks und beträchtlich lange Westen gewinnen für Haus- und Visiten-Toilette täglich zahlreichere Freundinnen und werden im Laufe der Saison muthmaßlich zu allgemeiner Geltung kommen.

Unter den Fracks, welche wol schon an und für sich als Excentricität zu betrachten sind, machen sich einzelne bemerkbar, welche diese Bezeichnung noch besonders verdienen. Wir führen zum Beispiel an: den sogenannten Paletot Habiti, welcher zwar an sich ein einfacher Paletot ist, durch seine Garnitur aber einen höchst seltsamen Ausdruck erhält. Diese Garnitur besteht nämlich aus weißen, mit schwarzem schmalen Sammetband carrirt besetzten Taffetstreifen, bildet vorn breite Revers und hinten jene langen spitzen Schöße, die an den Frack der „Incroyables“ noch heut dem Beschauer alter Modenbilder ein Lächeln abnötigen.

Zu den Reisetöletten werden Kragen und Aermel von Battistleinwand getragen, garnirt mit schmalen Stickereien oder Valenciennes; die Kragen sind schmal, die Unterärmel von geringer Weite, da die Kleiderärmel keine große Ausdehnung derselben gestatten.

Etliche Mousseline-Belerinen mit Spitzen-Einsatz werden von jungen Mädchen zu ausgeschnittenen Kleidern viel getragen. Zu Unterkleidern weißer Mousseline-Roben wählt man in diesem Jahre mehr als je Tarlatan statt des Taffet, was der Leichtigkeit der Toilette sehr förderlich ist. Die graziosste Garnitur dieser Mousseline-Roben sind Zwischensätze von Guipüre oder Valenciennes à la grecque, en losanges, oder in kurzen Streifen, die vom Saum aufwärts gehend, in regelmäßiger Entfernung von einander den Rock reich garniren. Am den Halsanschnitt wird aus dem Zwischensatz eine Art von Kragen, und an den langen, halbweiten Aermeln das Bündchen gebildet. Durch Unterbrechung mit schmalen Mousseline-Büffen dem durchsichtigen Zwischensatz erhöhten Ausdruck zu geben, ist geschmackvoll und modern, ebenso die Ergänzung solcher Mousseline-Roben durch Schärpe und Belerine oder kleinen Paletot von gleichem Stoff mit gleicher Garnitur. Weiß ist, wie wir schon früher bemerkten, überhaupt eine Lieblingsfarbe der modernen Damenwelt und in feinen wollenen, wie in feinen baumwollenen Stoffen zu Roben gleich gesucht.

Spaulets, wirklich oder imitirt, sind noch das unentbehrliche Zubehör der Aermel, doch bemerkt man hier und da schon einzelne Versuche, sie durch Achselstreifen zu ersetzen.

Unter den vielfachen Garnirungs-Artikeln erscheinen wiederum jene bunten Cashmirborten, mit Palmen und ähnlichen, den indischen Geweben entlehnten Mustern durchwirkt, welche vor einigen Jahren als Besatz beliebt waren. Man wird sie zu Hauskleidern, zu Tüchern, Paletots und anderen Confectionen verwenden, aber ihres bedeutenden Preises wegen dürfte ihnen eine allgemeine Benutzung nicht zu Theil werden. Die Stiefeln der Damen wachsen zu so beträchtlicher Höhe, daß sie als „Stiefelchen“ kaum noch bezeichnet werden können. Elegante Damen tragen sie aus englischem Leder von der Farbe der Robe oder des Jupons.

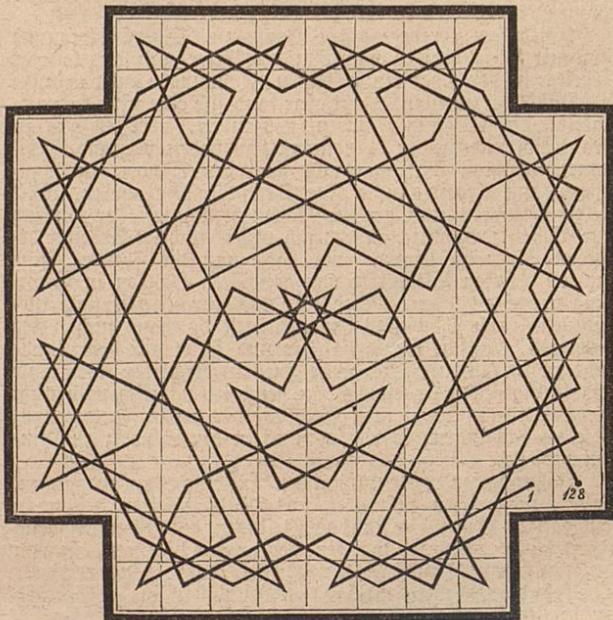
Schließlich sei noch einer neuen, der viereckigen Form der Knöpfe Erwähnung gethan. Ihre Zweckmäßigkeit werden dieselben noch zu bewahren haben, da bisher noch niemals die Mode diese Form der Knöpfe gekannt hat.

Veronica v. G.

### Auflösung des Rebus Seite 232.

„Ein Blumenkranz ist leichter auf dem Kopf zu tragen als eine Krone.“

### Schlüssel zur Auflösung des Rätselsprungs Seite 232.



### Auflösung des Rätselsprungs Seite 232.

Kind, man lehrt dich mancherlei:  
 „Immerdar bescheiden sei;  
 Kräftig nimm dein Recht in Acht,  
 Zu gut wird als bumm verachtet.  
 Lerne! Schöpf' am Born des Lichts,  
 Aber thu, als wüßtest du Nichts.  
 Dem von allen Menschen gut;  
 Vor Betrug sei auf der Hut. . . .“  
 [828]

Wenn's Crempel nitgend stimmt,  
 Hier ein Bruch und dort ein Rest  
 Gleich beinah verzweifeln läßt —  
 Glaube mit dem Beil' gemessen!  
 Nütz: Laß alles Rechnen sein!  
 Selber die Philo'sophie  
 Kommt damit zu Ende nie,  
 Doch H u m o r, der Schalk der Wahrheit  
 Bringt in jede Rechnung Klarheit.  
 M. Harrer.

### Zweifelhige Charade.

Wer ach! ein böses Erste hat gethan,  
 Der ist in einem schlimmen Ersten,  
 Und wer sich regelrecht nicht äußern kann,  
 Dem scheint ein Erstes oft am schwersten.

In keinem Ersten haue man ein Haus,  
 In das man nicht ein Zweites setzte;  
 Säh's noch so schön und herrlich aus,  
 Kein Aug' sich an der Pracht ergözte.

Vor einem Ganzen nehm' euch wohl in Acht!  
 Zur Unterwelt plegt's euch zu leiten,  
 Und hat zu Erstem Manchen schon gebracht,  
 Der nichts gewußt von diesem Zweiten.

[798]

P. J.

### Aehrenlese.

Es ist ein schwaches Ding um unser Herz! Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre gehn macht, ist es die Quelle unserer besten Tugenden, unserer besten Triebe, unserer besten Handlungen.

Der Heuchler schadet auf die nämliche Weise, wie ein still wirkendes Gift, dessen zerstörenden nicht in die Augen fallen.

Das gute Herz ist allemal weich; aber nicht jedes weiche Herz ist gut in allen Graden.

Der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll.

Wahre Zufriedenheit ist kein Werk der Nothwendigkeit, kein Geschenk des Zufalls, kein Aequivalent des Gedanktosen, oder des Leichtsinns, oder des Eßens und Lasterhaften: sie ist die Frucht vielen Nachdenkens und vieler Übung; die Frucht ruhiger, edler und mit allen unferen Gebanten und Empfindungen innig verwebter Grundsätze; die Frucht der Weisheit, der Tugend, der Frömmigkeit; eine Frucht, die nicht auf einmal, sondern nur nach und nach bei sorgfältiger Wartung und Pflege zu ihrer vollen Reife gelangt. Zufriedenheit ist eine Sache, die erlernt werden muß, und die nicht ohne viele Aufmerksamkeit, Ueberlegung und Übung erlernt werden kann.

Thue was des Lohnes werth ist, und begehrte keinen.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagst.

Nur in einem Lande, das Zucht und Sitte ehrt, kann echte Werthschätzung des weiblichen Geschlechts bestehen, und die Erhaltung der Zucht und Sitte liegt wiederum allein in den Händen des weiblichen Geschlechts.

Menschliches Glück auf Erden zu bereiten ist das letzte Ziel aller menschlichen Arbeit; Frauenarbeit wirkt dahin ganz unmittelbar während die Arbeit des Mannes erst auf einem Umwege dahin gelangt.

Mit der Liebe ist so viel Enthaltensameit, Zucht und Redlichkeit verbunden, daß sie auch ein ungelöstes Gemüth durch ihre Verührung von anderen Leidenschaften abziehen kann. Denn sie rotet die Frechheit in denselben aus, drückt den Uebermuth nieder, impft ihm Schamhaftigkeit, Stillschweigen und Ruhe ein, umhüllt es mit dem Gewande der Ehrbarkeit, und macht es einem Liebhaber unterthan. [861]

### Correspondenz.

- Fr. v. W. G. in C. Wir müssen Sie für die Zusammenstellung eines zweiten Heftes auf Ihre eigene Plantage und Geschicklichkeit verweisen.
- Fr. L. B. in B. und H. L. Die Supplemente des vorigen Quartals haben verschiedene Anabenanzüge im Schnitt gebracht, die sich nöthigenfalls leicht etwas vergrößern oder verkleinern lassen. Die kleinen Mädchen tragen entweder Blusen oder kurze Jackchen, dazu einen beliebigen Rock, im ersten Fall mit Niedergürtel und Bretellen — es ist dies eine sehr leicht herzustellende und zu variirende Toilette.
- N. Edel v. S. in B. Sonol Charape als Paletot entspricht in besagtem Fall der Mode. — Das Magazin von H. Gerson in Berlin ist am Verderblichen Markt.
- Fr. W. B. in der S. Ein Dessin zum Hintenriemen werden wir erst im letzten Quartal dieses Jahrgangs bringen können.
- Fr. D. v. D. in A. Der auf Seite 148 dieses Jahrgangs enthaltene Artikel über den Rock hätte Sie eigentlich zu dem geeigneten Mittel, dem Gebrauch der Rockfalten, führen können. Indem wir Ihnen dieselben empfehlen, machen wir Sie zugleich auf die neuerdings verbesserten, sogenannten Patent-Rockfalten aufmerksam, von denen wir aus der Rockfabrik von A. Weyer in Wesel vorzügliche Exemplare bezogen; dieselben unterscheiden sich von den gewöhnlichen einfachen Rockfalten durch die Umbüllung von Filzstoff und Leder, die mittelst Kautschuk mit dem dazwischen liegenden Rock verbunden ist. Die Wirkung derartiger Rocken ist eine sehr wohltätige und der Gesundheit zuträglich.
- Hrn. O. G. in A. Der Name wird erscheinen, wenn auch nicht in der nächsten Nummer.
- Fr. C. P. Ihr Wunsch in Betreff der Namenschriften ist von uns notirt; über Wäsche werden Sie nächsten eingehende Auskunft erhalten.
- B. D. aus D. Eine derartige Zeitung ist uns nicht bekannt.
- Ein Abonent in L. Nächstens.
- Fr. N. in S. Für Ihren Wunsch bietet unsere Zeitung keinen Raum.
- Ein Abonentin in Schwerin. Wir werden Ihrem Wunsche zu entsprechen suchen.
- Fr. Helene v. Wall in Verona. Wir müssen Ihr Anerbieten ablehnen, da ein größerer Vorrath von derartigen Manuscripten noch der Veröffentlichung im Bazar entgegensteht.
- Fr. S. M. in Gr. Wollten wir alle uns eingeschauten, Frühling und Natur verberlichenden Gedichte durch den Druck verewigen, es würde wahr-scheinlich dem Frühling selber zu bunt werden.
- Fr. A. K. in S. Ofenschirme sind allerdings noch im Gebrauch und werden wir etwas später ein Dessin dafür bringen. Applicationsbeßens zur Tischdecke finden Sie in den, nur einiger leichter Veränderung bedarfenden Vorlagen auf Seite 158 und 207 dieses Jahrgangs.
- Zwei Abonentinnen in W. Zur Befriedigung Ihres ersteren Wunsches dürfte Ihnen wol legend eines der vielen von uns gebachten Dessins zu Ständer-bordüren dienen können. Die Erfüllung Ihrer anderen Bitte stellen wir in baldigste Aussicht.
- „Eine thierliebende Abonentin“ in B. Gern werden wir auch Ihre Wünsche berücksichtigen, wenn Sie uns Zeit gewähren.
- Fr. L. N. in P. Die runde Form der Taschentücher ist entschieden die dominanteste. — Die Wahl des Parfüms bleibt am besten dem subjectiven Geschmack überlassen. — Das Weitere nächstens.
- Fr. G. W. in W. Ihr Ansuchen ist uns nicht recht verständlich.
- Fr. K. v. S. in E. bei Kr. Wir können zu dem betreffenden Verfahren nicht raten.
- Fr. W. K. in K. Der Schnitt erwähnter Roben befindet sich in Nr. 34 und 35 der „Pariser Modelle“ für 1863.
- Fr. C. B. in L. Für Promenadetoilette ist zu einem ausgeschnittenen Kleide unter einer Shawlmantille unbedingt ein Kichu mit Aermeln erforderlich.
- Fr. A. J. in L. Der Damenfrack ist allerdings auch salonsfähig; den Schnitt zu einem solchen finden Sie in Nr. 15 der „Pariser Modelle“. — Das Arrangement der Kleidergarnituren ist je nach Verhältnis und Geschmack bald einfacher, bald reicher Art.
- Fr. M. L. in B. Wir raten Ihnen, das Tuch einer Kunstwäberei zu überweisen. — Zu einer Tischdecke ist eine Applicationsstickerei wol geeigneter.